

2.15

**FREIHEIT
MACHT
ERINNERUNG**



Die Beschäftigung mit Minderheiten in Mehrheitsgesellschaften erfordert kritische Auseinandersetzungen.

Freiheit | Macht | Erinnerung Kunst und kollektive Aufbrüche

Künstlerischer Aktionismus, Kunstproduktionen und engagierte Wissenschaften haben in der Vergangenheit immer wieder alternative Erinnerungskulturen gegen den Mainstream initiiert, gefördert, getragen und neue Erinnerungslandschaften generiert. Die Beschäftigung mit Minderheiten in Mehrheitsgesellschaften, mit marginalisierten, subalternen, in Herrschaftssystemen „untergeordneten“ Gruppen erfordert kritische Auseinandersetzungen und Selbstreflexionen, um nicht den gängigen kulturellen Herrschaftsinstrumenten, zu denen angepasste Wissenschaft und Kunst gehören, „in die Falle“ zu gehen.

Die Kuratorin Astrid Kury beschreibt die Begrifflichkeit der Roma-Kunst als Notwendigkeit, sich in einer Mehrheitsgesellschaft kulturelle Räume zu eröffnen, in der Hoffnung, dass deren künstlerischer Aktionismus lediglich eine Übergangszeit zur gesellschaftlichen Anerkennung darstellt. Der Kulturwissenschaftler Stefan Benedik treibt seine Reflexionen der wissenschaftlichen Bearbeitung bis hin zur klaren Verweigerung ethnischer und anderer Kategorisierungen: „Nicht die Aufklärung stereotyper rassistischer Wahrheiten stellt Machtverhältnisse in Frage, sondern die Zerstörung der Maßstäbe für das, was schön, wahr und gefährlich ist.“ Die Regisseurin Nika Sommeregger wiederum beschreibt Theater als Hort des kollektiven Erinnerns und zeigt auf, dass Erinnerungskultur, die [...] keine Verbindung zum Heute hat, bereits an ihrem inflationären Charakter scheitert. Der Künstler Alexander Nikolic erläutert seine Projekte im Wiener Boem, in denen er unter anderem Raum für Auseinandersetzung zwischen KriegsveteranInnen und AntikriegsaktivistInnen schafft. Weiter stellt in der Praxis-Rubrik die Schweigende Mehrheit das Theater-Projekt „Die Schutzflehenden“ vor. Maßstäbe politischer Beschäftigung mit dem Thema Flucht und Fluchthilfe bringt auch das „Kunstprojekt Schleppertagung“ im Oktober 2015 in München, von dem uns die Migrationsexpertin Irene Messinger berichtet. Hingegen liefert der Filmemacher Norbert Pretenthaler ein aktuelles Dokument zur Erinnerungskultur von morgen über das Flüchtlingsgeschehen von heute.

Samuel Mago vom Romano Centro berichtet über die erste Internationale Jugend-Konferenz zu Antiziganismus in Wien, bei der sich AktivistInnen aus zwölf Ländern vernetzen.

Dem Themenschwerpunkt „Erinnerung“ dieser Ausgabe folgend, gibt Werner Dreier von der Projektstelle _erinnern.at_ in Form eines Interviews Einblicke in die Schwerpunkte seiner Arbeit, insbesondere hinsichtlich der Vermittlung des Themenkomplexes Nationalsozialismus und Holocaust an österreichischen Schulen. In einem regionalen Schwerpunkt werden in weiterer Folge aktuelle Initiativen aus Vorarlberg präsentiert. Michael Kasper richtet den Fokus auf die Region Montafon und seine Rolle als Grenzübergang in die Schweiz, die zwischen 1938 und 1945 zu zahlreichen geglückten und gescheiterten Fluchtversuchen aus dem Deutschen Reich führte. Geschichten von Schleppern, Schmugglern und Flüchtlingen waren und sind – anknüpfend an die wissenschaftliche Arbeit des Heimatschutzvereins Montafon – Inhalt zahlreicher Kulturprojekte. In der Rubrik Internationales gibt Kulturarbeiterin Elisabeth Bernroither einen Einblick in die zeitgenössische Kunstszene und deren Arbeitsbedingungen in Hanoi/Vietnam. Historikerin und Publizistin Isabel Segura beschreibt in „Erinnerungen und die Stadt“ insbesondere die Rolle von Frauen in Bezug auf Erinnerung in Barcelona.

Diese Publikation ist das Ergebnis des Projektes TC Roma der IG Kultur Österreich, welches im Rahmen des Programmes „Europa für Bürgerinnen und Bürger“ im Bereich „Europäisches Geschichtsbewusstsein“ finanziert wurde. FREIHEIT | MACHT | ERINNERUNG dokumentiert die Projektbeschreibung, Erfahrungsberichte, Beiträge und Fotos aus den Projekttreffen. Zur inhaltlichen Ergänzung sind darüber hinaus viele Artikel angefügt, die sich mit jenen Fragen, die bei der Durchführung entstanden sind, auseinandersetzen.

*Gabriele Gerbasits, Margit Franz,
Christof Thöny, Anne Wiederhold*

Mit der freundlichen
Unterstützung von:



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

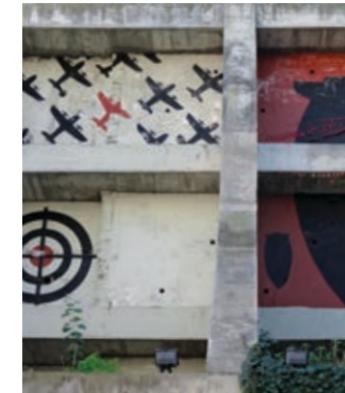


Abbildung Cover:
Foto: Gabriele Gerbasits

Zentralorgan für Kulturpolitik
ISSN 1818-1694

Medieninhaberin, Herausgeberin,
Verlegerin:
IG Kultur Österreich,
ZVR-Nr. 998858552
Gumpendorferstraße 63b
A-1060 Wien
Tel.: +43 (1)503 71 20
office@igkultur.at
www.igkultur.at

Redaktion:
Margit Franz, Gabriele Gerbasits,
Christof Thöny, Anne Wiederhold

Grafikdesign:
Beate Schachinger, visual affairs
Druck: REMAprint Litteradruck

Offenlegung lt. § 25 Mediengesetz:
Blattlinie:
Namentlich gekennzeichnete Beiträge
geben nicht notwendigerweise die
Meinung der IG Kultur Österreich
wieder.

Geschäftsführung: Gabriele Gerbasits
Vorstand: Anita Hofer, Juliane Alton,
Clara Toth, David Guttner,
Karl Zechenter, Irmgard Almer

Erscheinungsweise:
2 Ausgaben pro Jahr

Preis: Euro 5,-

02 — 03

[Editorial | Impressum](#)**01. PRAXIS**

08 — 12

[Organspende-Nestroy](#)
KünstlerInnenkollektiv
Schweigende Mehrheit

14 — 17

[Von Schmugglern, Schleppern,
Flüchtlingen](#)
Michael Kasper

18 — 19

[Putren Le Jakha – Open Your Eyes!](#)
[Internationale Jugend-Konferenz zu
Antiziganismus in Wien](#)
Samuel Mago & Romano Centro

20 — 21

[4xHerbst](#)
[Berichte um Flüchtlingslager und Trans-
porte in der Steiermark, Oktober 2015](#)
Norbert Pretenthaler

22 — 25

[Aus der Praxis im Dissens: Fragmente
aus Gesprächen mit Rubia Salgado,
der Autorin des Buchs „Aus der Praxis
im Dissens“](#)
Andrea Hummer & Rubia Salgado

26 — 28

[Brothers in Arms, Art ... und Aktivismus](#)
Alexander Nikolic

29

Kolumne: [Wie seid ihr ohne
Computer ins Internet gekommen?](#)
Gebrüder Moped**02. POLITIK**

32 — 34

[Warum Europas „Dekade der Roma“
nicht zu Integration geführt hat](#)
Zeljko Jovanovic

35

[Die Zukunft nicht vergessen](#)
Susanne Scholl

36 — 37

[„Aktion Denkmal“](#)
[Ein Ort der Erinnerung in Oberwart](#)
Volkshochschule der Burgenländischen
Roma

38 — 43

[Kunstprojekt Schleppertagung: Fluchthilfe
als notwendige Dienstleistung?!](#)
Irene Messinger

44 — 45

[Frauen als nicht anerkannte Terroropfer](#)
Gert Kerschbaumer**03. INTERNATIONAL**

48 — 53

[Arts causing troubles: Ein Bericht aus
der zeitgenössischen Kunstszene Hanoi](#)
Elisabeth Bernroither

54 — 57

[Erinnerungen und die Stadt](#)
Isabel Segura Soriano**04. THEORIE**

60 — 63

[Erinnerungskultur und Theater](#)
[Biographien des Erinnerns](#)
Nika Sommeregger

64 — 66

[Über Rom_nija sprechen](#)
Stefan Benedik

67 — 69

[Zum Begriff der Roma-Kunst](#)
Astrid Kury

70 — 71

[TC Roma Fototagebuch](#)

72 — 73

[Roma und Juden: vom
Kennenlernen zum voneinander Lernen](#)
Jérôme Segal

74 — 77

[Seismographen der Erinnerung:
erinnern.at und seine Aufgaben](#)
Christof Thöny & Werner Dreier

78 — 79

[Herrschaft und Erinnerung:
eine persönliche Spurensuche
in Österreich](#)
Margit Franz

80 — 81

[Vorarlbergs Erinnerungskultur im Wandel](#)
Christof Thöny

82 — 83

Kolumne: [Kann man alles kaufen?](#)
Andi Wahl**05. IG ARBEIT**

84 — 85

[Wir brauchen Fakten, wir schaffen Fakten](#)
Gabriele Gerbasits

85

[IN DUBIO PRO ARTE](#)
Erich Félix Mautner

86 — 87

[TC Roma](#)
Gabriele Gerbasits

88 — 90

[Angst ist stumm. Liebe singt](#)
Gilda-Nancy Horvath**07. LITERATUR**

91 — 93

[EINS, ZWEI](#)
Simone Schönnett**08. KUNST**

96 — 98

[GETTING INTO DISCOURSE](#)
06 — 07 / 13 / 30 — 31 / 46 — 47
58 — 59 / 94 — 95, 99

I AM A MAN	ROM SOM
ROM SOM	I AM A MAN





KünstlerInnenkollektiv Schweigende Mehrheit

Organspende- Nestroy

*Seit Juli 2015 engagiert sich das KünstlerInnenkollektiv im Namen der Schweigenden Mehrheit für Schutzsuchende in Österreich.
www.schweigendemehrheit.at*

Eines unserer Hauptanliegen war es, die Bilder vom angsteinflößenden, gesichtslosen Flüchtlingsstrom aufzulösen in Gesichter von Menschen, die man kennenlernen will und deren Geschichten man sich nicht so einfach entziehen kann. Wir wollten in einer Zeit, in der unsere Innenministerin nur von den zu vielen Fremden sprach, die da kommen, das Fremde beleuchten und uns ein Stück vertrauter damit machen. Wir suchten Begrifflichkeiten, die den Schutzsuchenden, Schutzbefohlenen und ihren Anliegen gerecht werden. Wir ergriffen das Wort im Namen der schweigenden Mehrheit der Menschen in Österreich, die sehr wohl solidarisch ist mit Menschen in Not, nicht nur vor den Lagertoren und an den Grenzen und Bahnhöfen.

Wir organisierten Ende Juli in Wien die erste öffentliche Pressekonferenz mit Flüchtlingen aus Traiskirchen, die eigentlich den Bezirk Baden nicht hätten verlassen dürfen. Sie vertrauten uns und wollten unbedingt über die Menschenrechtsverletzungen im Erstaufnahmezentrum berichten. Wir begleiteten Flüchtlinge zur Innenministerin, wo sie ihr einen Forderungskatalog überreichten. Wir wollten eine Plattform sein, die die Stimmen der Menschen auf der Flucht verstärkt, übersetzt, verbreitet, ihnen Gehör verschafft mit unseren theatralen, medialen und filmischen Mitteln.

Wir versuchten, den medial geschürten Ängsten entgegenzutreten, sie zu relativieren, zu entkräften und zu widerlegen. Wir beschicken die Öffentlichkeit und all unsere FreundInnen und Kollegen immer wieder mit sehr persönlichen Berichten.

Wir haben versucht, herauszufinden, warum diese Inszenierung der humanitären Katastrophe im Lager Traiskirchen stattgefunden

Die schweigende Mehrheit hat verloren. Sie hat sich verraten, ist verkauft worden und hat sich kaufen lassen.

den hat, wo monatelang 4600 Kinder, Frauen, Männer unter unerträglichen hygienischen Bedingungen zusammengepfercht wurden und teilweise im Freien schlafen mussten. Wir glauben nicht an Überforderung oder monatelangen Unfähigkeit des Innenministeriums. Um so weniger, als auch die Angebote von Hilfsorganisationen, der desaströs desorganisierten Betreiberfirma ORS auszuweichen, abgelehnt wurde. Wir spielten die Lager-situation nach im öffentlichen Raum in Wien, auf der Mariahilferstraße, am Viktor-Adler-Markt.

Wir haben unsere MitspielerInnen benutzt, als wir Jelineks Sätze herausuchten und sie sie nachsprechen ließen. Benutzt, um das Bild von denen, die da zu uns kommen, zu beeinflussen. Benutzt, um den rechten Phantasmen des katastrophengeilen Teils der Medien etwas entgegenzusetzen. Die Schutzbefohlenen haben uns vertraut und sich benutzen lassen.

Manche haben mitgemacht wegen der Abwechslung, um ÖsterreicherInnen kennen zu lernen, aus Spaß am Spielen. Manche haben am Stück mitgearbeitet, die politischen Botschaften mit uns diskutiert, Sätze und Szenen beigetragen. Für uns sind die Schutzsuchenden, mit denen wir zusammenarbeiten, zu KollegInnen geworden, manche zu FreundInnen, manche zu Nervensägen, wie in fast jeder Theaterproduktion.

Wir sind in diesem Ensemble weiterhin diejenigen, die mehr zu sagen, mehr zu entscheiden haben.

► Wir entscheiden, wem als erstes geholfen wird, für wen wir ganz schnell eine Wohnung suchen, wer im Rampenlicht glänzt. Wer als nächstes Aufmerksamkeit und öffentlichen Fokus bekommt. Wir überlegen, wann es besser ist, einen gut ausgebildeten Englisch sprechenden Syrer vor die Kamera zu bitten, der eine differenzierte politische Analyse liefert und wann lieber den 16-jährigen Afghanen, der sein Leben als Kindersklave im Iran verbracht hat und dort keine Schule besuchen durfte.

Manchmal ist uns die Arbeit an Stück und Text wichtiger als die Suche nach den verlorengegangenen Wünschen. Manchmal benehmen wir uns wie die Wirtschaft, die die gut ausgebildeten Flüchtlinge aus Syrien haben will, aber die Träume der unterwegs vergewaltigten somalischen Frauen und der analphabetischen afghanischen Jugendlichen, eines Tages ihre Familien nachzuholen, von vornherein von der Integrationstafel wischt. [Es lernen diese jungen Afghanen extrem schnell Deutsch. Sie müssen. Wer Englisch spricht, braucht das Deutsch lange nicht so dringend.]

Wir verstehen uns schneller mit den weniger religiösen Kollegen. Wir beäugen die Strenzgläubigen mit Argwohn, wir EinwohnerInnen dieses Landes der omnipräsenten Kreuze. Wir brauchen lange, um zu spüren, wer so traumatisiert ist, dass er eine Therapie braucht.

Von manchen Konflikten sprechen wir nicht. Wir wissen doch selbst nicht, welche Menschen und welche Herausforderungen auf uns zu kommen.

Wir staunen über die Videos, die unsere Mitwirkenden auf ihren Facebookprofilen posten: brutale Hass- und Mordfantasien. Wer wen umbringen will, verstehen wir nicht. Wir erschrecken: Haben wir da Daesh- und Talibanleute unter uns? Die Übersetzerinnen klären uns auf: Nein. Im Gegenteil. Sie sind vor Daesh und den Taliban geflohen und hassen sie mit aller möglichen Inbrunst. Und möchten sich rächen, es ihnen heimzahlen, die Welt von allen Daesh- und Talibananhängern gründlich säubern. Das Gegenteil sieht seinem Gegenteil sehr ähnlich. Wir predigen Gewaltlosigkeit und Liebe, aber verstehen, wieso diese wirklich gut gemachten, fetzigen, eindringlich choreographierten Rachefantasien einschlagen, bei jemandem, dessen Cousin, dessen Vater ermordet wurde, unsere Liebespredigten dahingegen eher nicht so.

Wir sehen, wie die Ankommenden in Traiskirchen zu Tieren degradiert werden, entmündigt, ihre Rechte werden mit Füßen getreten. Manche sind Muslime, aber haben ihre Religion nie besonders ernst genommen. Und jetzt werden sie hier dafür degradiert, dass sie Muslime sind? Sie sind vor Männern geflohen,

Wir lassen uns als Vorzeigeprojekt gebrauchen. Wir stellen Vorzeigeflüchtlinge aus. Wir lassen uns für unsere Zivilcourage loben von Leuten, die gerade keine zeigen.

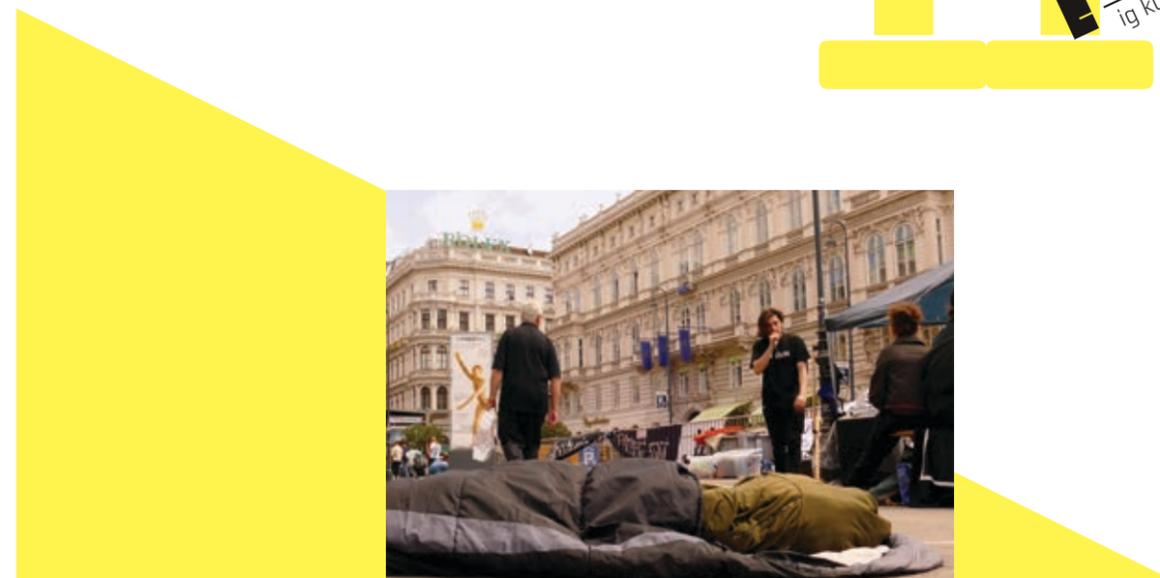
die ihnen sagten, der Westen sei schlecht und wolle den Islam vernichten. Hier sind die ersten, die zu ihnen freundlich sind, wo sie medizinische Versorgung und anständiges Essen bekommen, die Leute in der türkischen Moschee von Traiskirchen: Erdogan-Islamisten.

Wir fragen uns, wo stehen unsere Mitwirkenden, wenn der nächste Anschlag passiert in Europa, wenn es den Pegidafaschisten einerseits und den Islamofaschisten andererseits wirklich gelingen sollte, den Keil zwischen Muslime und Nichtmuslime zu treiben? Und während wir es uns fragen, überfallen uns die Bilder aus Paris, als hätten wir auf sie gewartet. Unsere syrischen Freunde gehen auf die Knie und sagen: „Now pray for Syria!“, bevor Hollande noch die Bombardierung von Raqqa anordnet: Sie wissen, dass die französischen Bomben nicht nur Daeshleute töten werden und jedes tote Kind Wasser auf die Mühlen von Daesh sein wird.

Ja, der Krieg kommt näher, aber wir werden nicht mitspielen, sagen wir. Und wenn, dann verläuft die Front zwischen denen, die den Krieg brauchen, wollen, betreiben, weil in seinem Schatten die Geschäfte so gut laufen wie sonst nie, und uns, die wir Frieden wollen. Uns allen. Oder nicht?

Wir suchen Verbündete, die mit uns fordern, dass die Fluchtursachen bekämpft werden. Dass Landgrabbing, Nahrungsmittelspekulationen und Waffenexporte geächtet und unterbunden werden. Dass Rohstoffkriege so genannt und beendet werden. Dass unsere lächerliche Entwicklungshilfe vervielfacht wird. Wir suchen Verbündete, die sich gerne mit den Profiteuren der Kriege anlegen würde, wenn sie nur wüssten wie. Leute, die nicht nach unten treten und sich nicht im Namen der Religion, der Nation, der Kultur gegen andere Arme aufhetzen lassen, auch wenn es einfacher wäre, als sich mit den Reichen und Mächtigen anzulegen.

Foto: DieSchweigendeMehrheitSagtJa



Wir erkennen Sturmgewehre von Steyr Mannlicher auf den Videos von DAESH, dem „islamischen Staat“. 150 Arbeitsplätze! Heißt es. Niemand zählt die Arbeitsplätze, die durch Umrüstung der Produktion auf friedliche Geräte geschaffen werden könnten.

Wir lassen uns als Vorzeigeprojekt gebrauchen. Wir stellen Vorzeigeflüchtlinge aus. Wir lassen uns für unsere Zivilcourage loben von Leuten, die gerade keine zeigen. Wir feiern am Heldenplatz. Wir haben Angst vor der Macht der politischen Engstirnigkeit, die nun verstärkt wieder Flüchtlinge bekämpfen wird, statt endlich Fluchtursachen. Die seit Jahren nur von Zäunen redet. Eingezauntes Europa. Eingezaunte Flüchtlingszeltstädte in der Türkei. Eingezaunte österreichische Herzen. Muttergotteshertz mit Stacheldrahtzaun.

Wie gut sind unsere Übersetzungen? Was verstehen wir sowieso ohne Worte, was unterstellt die kulturelle Übersetzung? Wir sagen den Flüchtlingen nicht, was sie zu sagen haben, wenn wir ihnen das Mikrofon überreichen. „Sagt, was ihr wollt, fordert, was ihr wollt! Aber vielleicht solltet ihr doch bedenken, dass in es in Österreich besser ankommt, wenn ...“

Wann sind WIR das Ensemble und DIE das Publikum? Wann sind WIR die ÖsterreicherInnen und DIE die Refugees? Die ich anschreie, die Flüchtlinge, ich mache mich über sie lustig, demütige sie. Das ist meine Rolle. Auf der Bühne darf ich das, es denunziert die Entwürdigung. Aber backstage? Wenn WIR das Ensemble sind, schreien wir uns eben an, wenn das Chaos zu groß wird. Und ich mache keinen Unterscheid zwischen österreichischen Schauspieler*innen und Refugees. Ich will ihn nicht machen. Was bedeutet das nun für mich?

Und dann bekommen wir einen Extra-Nestroypreis. Zwei von uns sollen auf die Bühne gehen und ihn entgegennehmen. Ich kämpfe darum, dass die Schutzbefohlenen auch eingeladen werden,

zur Verleihung, zur Party. Dass sie selber danke sagen dürfen. Wir schreiben die Dankesrede gemeinsam. Ich spreche sie vor. Sie sprechen sie nach aus dem Zuschauerraum. „Was fällt euch ein, die Flüchtlinge als Verstärker eurer Worte zu benutzen!“, kriegen wir zu hören. So sieht es aus.

Aber es ist komplizierter.

Im Hin und Her zwischen den Sprachen, im Fluss der Übersetzungen und Rückübersetzungen verlieren die Sätze ihre Besitzer, ihre UrheberInnen. Auch Jelineks Sätze sind längst enteignet. Die Schutzbefohlenen haben sie ihr entwendet. Was ein Beweis dafür ist, dass es oft nicht darauf ankommt, wer den treffendsten Satz formuliert hat, sondern ob er trifft.

Wir haben die Vorzeigeflüchtlinge der sich selbst feiernden Theaterwelt vorgeführt. Ohne ein bisschen Flucht und Verzweiflung wäre der Abend wohl nicht so gut dagestanden. Zum Dank wurden knapp 3000 Euro gespendet. Das war unser Preis. Recht billig in Anbetracht der anwesenden Geldbörsen.

Was ist los heute? Seit 8 Uhr am Computer und fünf Stunden nur Arzttermine und Deutschkurse und Spenden für die Flüchtlinge organisiert. Und noch drei Anrufe, weil der das und die jenes will, braucht, fordert. Ist irgendwer hier, liebe Flüchtlinge, der zu schätzen weiß, was wir da tun?

Und wie nahe die fernen Katastrophen gerückt sind! Nicht nur wegen der Freundin in Paris, deren Arbeitskollegin im Bataclan erschossen wurde. Weil in Afghanistan sieben Hasara enthaupet wurden, darunter zwei Frauen und ein neunjähriges Mädchen. Das sind vielleicht Nooris Leute. In der Ägäis ist ein Boot untergegangen. Verwandte unserer Freunde dabei?

Wie heißt eigentlich der Extra-Nestroypreis? Preis für politische Theaterarbeit? Preis für geschickte Verwendung des Theaters in gesellschaftlichen Konfliktzonen? Nein. „Herz- und Nieren-Nestroy“.

► Klingt nach Organraub in der Wüste. Klingt nach Muttergottesnieri mit Stacheldraht. Hat die Conny verdient, die wochenlang vor dem Lagertor von Traiskirchen die Leute behandelt hat, bis endlich eine ärztliche Notversorgung eingerichtet wurde.

www.schweigendemehrheit.at
www.facebook.com/dieschweigendemehrheitsagtja

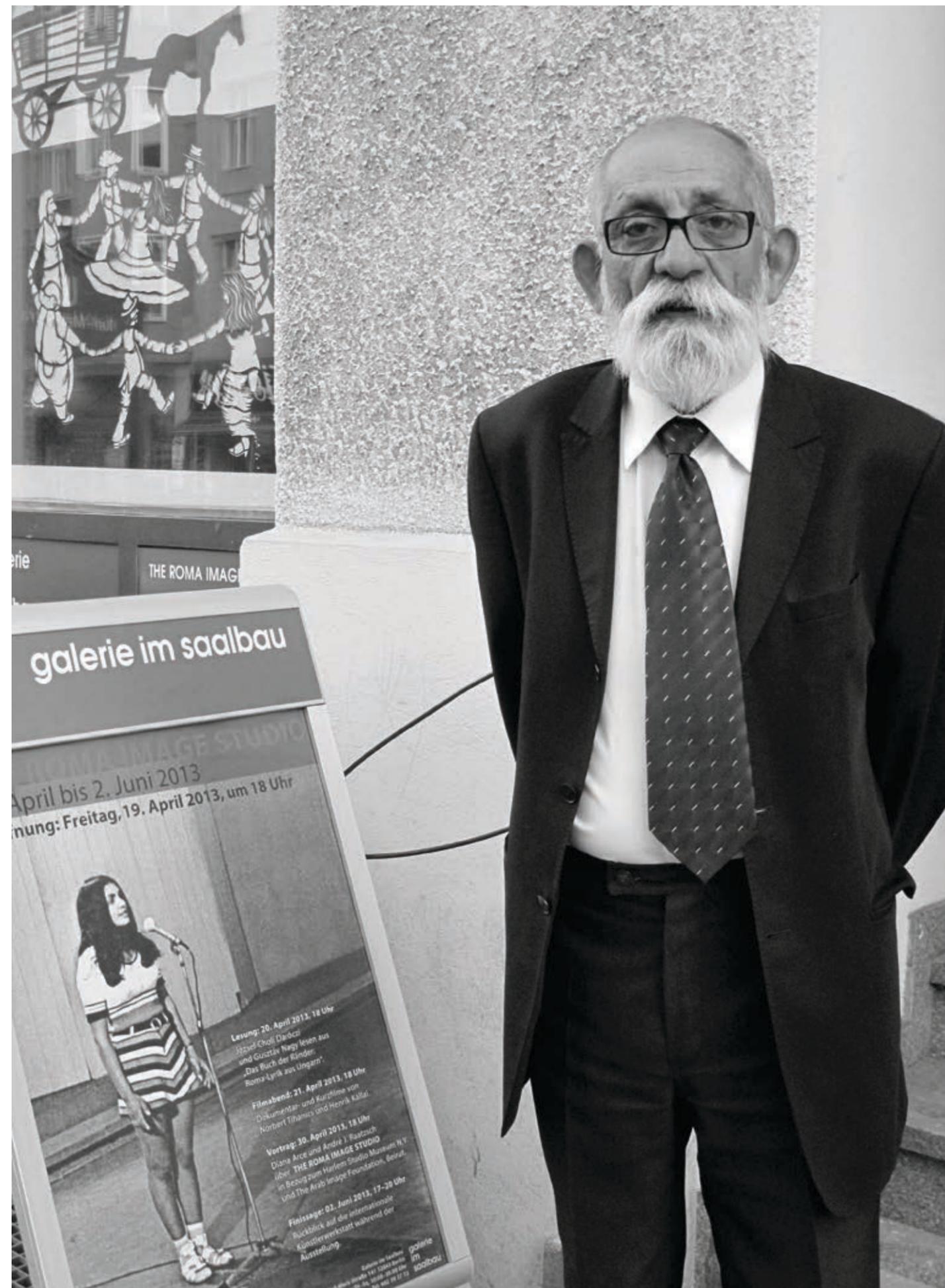
MITWIRKENDE „SCHUTZBEFOHLENE PERFORMEN JELINEKS SCHUTZBEFOHLENE“:

Bernhard Dechant, Johnny Mhanna, Abdullah Nurani, Bagher Ahmadi, Amin Khawary, Birgit Unger, Rahmatallah Noori, Natalie Assmann, Stefan Bergmann, Eva Maria Prosek, Helene Sust, Mohamed & Ahmad Alian, Fardowsa Ahmed, Marie Wohlmuth, Sophie Resch, Mortaza Azadmehr, Ghafur Jafari, Mohammed Reza Hosseini, Farzad Ibrahimy, Nazer Sherzad, Murtaza Tawaquli, Mohammad Hasani, Assad Farsi, Noor Agha Arabzada, Said Hamza Murtazavi, Mohammad Reza Musavi, Murched Mhanna, Behzad Tanha, Mustafa Shahadi, Mohammad Hosseini, Maisam Khorashi, Ruhola Mohseni, Pantea Mirheydari, Leyli Tabatabaie, Shaqayeq Tabatabaie, Bahareh Tahmaseby, Eman Abdul Salam, Tara Al Bakri, Ream Ali, Enas Almosawi, Yousif & Lenah Almafraji, Shereen Al Mansour, Basima Saad Abed, Mohammad & Sarah & Nura & Ahmed Al Rifai, Yap Sun Sun, Julia Pervolaraki, Bana Haddad, Christine Lindauer, Maria Irakleidou, Stefan Holzzapfel, Barbara Semmler, Fiona Tehrani, Hannah Binder, Miriam Lesch, Lukas Laueremann, Sandra Moser, Tina Leisch, Hans Christian Voigt, Christoph Hall

UNTERSTÜTZERINNEN DER SCHWEIGENDEN MEHRHEIT:

Hannah Müller, Michael Genner, Cornelia Dechant, EsRaP, Sakina, Niloufar Taghizadeh, Mercy Dorcas, Claudia Kottal, Eva Jantschitsch, Elise Mory, Martin Bermoser, Asli Kislal, Uwe Felchle, Haymon Maria Butinger, Sebastian Eckhart, Hans Wagner, Julia Hannoncourt, Christopher Goetzi, Sonja Romei, Christian Dungal, Julia Karnel, Stephan Lack, Raphael Nikolas, Magdalena Gätner, Jasmin Shanahali, Sebastian Thiers, Lisa Fuchs, Michael Smulik, Christian Strasser, Cathrin Strasser, Christian Scherrer, Markus Kupferblum, A life, a song, a cigarette, Bernhard Studlar, Nikolaus Habjan, Philipp Kienberger, Anna Anderluh, Maynat Kurbanova, Nina C. Gabriel, Florian Tröbinger, Selina Stöbele, Ines Schiller, Peter Glawischnig, Wolfgang Stahl, Petra Staduan, Alexandra Maria Timmel, Hans Escher, Madame Baheux, Dirk

Sterman, Ralph Wakolbinger, Marlene Lachersdorfer, Rüdiger und Ain, Bernhard Eder, Maria Herra, Felicitas Franz, Simon Spitzer, Denise Teipel, Viktoria Spatz, Ines Birkhan, Eva Schörkhuber, Andreas Gautsch, Hillevi Hofmann, Nino aus Wien, Natalie Ofenbröck, Krix, Kraxi und Kroxn, Johannes Voggenhuber, Kartenhauskörper, David Sommeregger, Gregor Esra Sauer, Alexandra Reill, Maria Happel, Dirk Nocker, Richard Schubert, Daniel Fries, Rüdiger Hentzschel, Rainer Doppler, Alexander Braunshör, Kathrina Schwarz, Clemens Matzka, Alexander T.T. Mueller, Christoph Krutzler, Stefan Frankenberger, Topoke, Afro Roots, Stefan Sterzinger, Eloui & Ernesty International, Maria Vassilakou, Clara Luzia, Robert Misik, Philipp Reichel, Ines Birkhan, Bertram Dhellemmes, Daniel Obenaus, Clara Blume, Playbackdolls, Ana Threat, LGBTIQ Refugee Project (Türkis Rosa Lila Villa), Aimie Rehbürg, Lisa von Jabara, Buch Handlung, Elektro Guzzi, Zita, Kurto Wendt, Lydia Mischkulnig, Mary Broadcast, Stefan Wurmitzer, Lime Crush,, Meshes To Meshes, Lisa Kortschak, Gestern Girl, Michael Strasser, Florian Kargl, Alex Miksch, Philipp Moosbrugger, Senad Halilbasic, Subchor, Herbert Langthaler, Stephen Hiscox, Sebastian Tier, Mohamed Mouaz, Theater Ensemble Der Sturm, Phillipp Stix, Daniel Wagner, Gerlinde Zeger, Julie von der Band Fin, Thomas Castaneda, Grace Marta Latico, Peter Michael Kellner, Daniel Ruben Rüb, Hendrik Winkler, Zuzana Brejcha, Karin Steger, Robert Rotifer, Birgit Stöger, Veenlove [Zom], Frank Jödicke, Bernhard Lutz, Bianca Ginsberg, Chor Gegenstimmen, Christina Scherrer, Julian Vogel, Julien, Jürgen Bischof, Lisa Hiller, Kunstsalon, Mara Romei, Michael Knoll, Michael Pöllmann, Monika Mokre, Olivia Klimentschitz, Volker Schmidt, Young-Ung Taekwondo, Angelika Schäfer, Thomas Manhartsberger, Caroline Koczan, Musikschule Traiskirchen, Walter Skoda, Andreas Babler, Karin Macke, Julia Falbesoner, Eva Hausberger, Daniel Partke, Georg Schütz, Tim Breyvogel, Farhat Mohammadi, Hans Breuer, Johanna & Helmut Kendl, Herbert Gnauer, Georg Horvath, Faika El-Nagashi, Birgit Hebein, Lotte Kreisler, Ulli Fuchs, Helga Pregesbauer, Karin Mayer, Anna Müller-Funk, Numan Mohammad, Anna Laner, Christine Eder, Anna Schober, Anja Salomonowitz, Tanja Ristl-Grossauer, Melitta, Wolfgang, Karin Jochum, Bernadette Schiefer, Brigitte & Jannis Kaudelka, Susanne Wolfsohn, Ursula Luschnig, Joseph Dreier, Lale Rodgarkia-Dara, Dieter A. Behr, u.v.a.m. ◀





Michael Kasper

Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen

Michael Kasper ist Historiker und leitet die Montafoner Museen in Schruns.

Erinnerungskultur an der Gebirgsgrenze zwischen Vorarlberg und Graubünden

Lange Zeit erinnerte man sich an die Zeit des NS-Regimes auch im Montafon sehr österreichisch. Rund um die Kriegerdenkmäler und sogenannten Heldenehrungen herrschte ansonsten ein weitgehendes Verschweigen und Verdrängen. Erst in den Jahren ab 2000 setzte sich der Heimatschutzverein Montafon in einer Reihe von Veranstaltungen und Publikationen mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinander. Diese für ein Heimatmuseum und seinen Trägerverein beachtenswerte Offenheit wurde jedoch anfangs überregional kaum wahrgenommen. Insbesondere die zeithistorische Dimension der Gebirgsgrenze zwischen Österreich und der Schweiz stand im Fokus des Heimatschutzvereins. Am Beginn der Auseinandersetzung mit diesem Thema wurde die Geschichte der Grenze im Rahmen des Projekts „Grenzüberschreitungen“, das im Jahr 2008 in eine Sonderausstellung (beidseits der Grenze) sowie eine umfangreiche Publikation mündete, wissenschaftlich aufgearbeitet. Den

Schwerpunkt der Forschungen bildeten Oral-History-Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, da die anderweitige Quellenlage zur Geschichte der Grenze – insbesondere in der NS-Zeit – sehr dürftig ist. Konkrete Biografien und Ereignisse konnten auf der Basis zahlreicher mündlicher Erinnerungen dokumentiert und rekonstruiert werden: Geglückte und gescheiterte Fluchtgeschichten (etwa jene von Ernst Eisenmayer oder Jura Soyfer) sowie die Aktivitäten von Persönlichkeiten, die zwischen 1934 und 1945 als Fluchthelfer zahlreichen Verfolgten das Leben retteten, indem sie ihnen den Weg über die Berge des Rätikons oder der Silvretta in die Schweiz wiesen.

Auf Basis dieser grundlegenden Untersuchungen wurden seither unterschiedlichste Vermittlungsangebote entwickelt, die einerseits neue Zielgruppen ansprechen sollten, aber andererseits auch wiederum inhaltlich zu neuen Erkenntnissen verhalfen. So entstand in Kooperation mit dem teatro caprile die Theaterwanderung „Auf der Flucht“, die im Rahmen des vom Heimatschutzverein organisierten Montafoner Kulturfestivals „septimo“ im Jahr 2013 Premiere feierte und seither mehrfach erfolgreich in Gargellen wiederaufgeführt wurde.

Die Entwurzelung dieser Menschen, ihre oftmals tödliche Abhängigkeit von lokalen Helfern.

Basierend auf Zeitzeugenberichten, historischen Dokumenten und literarischen Texten von Franz Werfel, Jura Soyfer u.a. wird in theatralischen und tänzerischen Streiflichtern den Fluchten während der NS-Zeit nachgespürt: der Entwurzelung dieser Menschen, ihren Strapazen in einer hochalpinen Region, ihrer oftmals tödlichen Abhängigkeit von lokalen Helfern inmitten kleinräumiger Dorfstrukturen und sozialer Kontrolle oder der Menschlichkeit der Grenzwächter. Dabei wird die Bedeutung lokaler Geschichte und ihrer Protagonisten innerhalb nationaler und internationaler Politik besonders sichtbar. Emotionale Dichte und historische Fakten machen das Stück „Auf der Flucht“ zu einem beeindruckenden kulturellen und künstlerischen Event. Gespielt wird im Hotel Madrisa, in Alphütten und im freien Gelände, die dargestellten Figuren und das Publikum durchmessen gemeinsam auf einer Wanderung das herrliche Gebirgs Panorama mit dem einen Ziel: der Grenze zur Schweiz am Sarotla-Joch. Anschließend an die Premiere konnte im Frühjahr 2014 in Gschurn eine Ausstellung des Bludenzers Fotografen Walter Kegele, der die Theaterwanderung mit der Kamera begleitet hatte, gezeigt werden. Anlässlich der Vernissage, die zudem auf den 75. Todestag Jura Soyfers Bezug nahm, spielte das teatro capriole die „Jura-Soyfer-Revue“ und thematisierte jene Zeit auf überregionaler Ebene.

Zuletzt widmete sich das Theaterensemble café fuerte der Flucht-Thematik in der NS-Zeit. Das Stück „Die Schwärzer“ wurde im September 2015 an mehreren Abenden an verschiedenen Schauplätzen rund um und in einer Alpe nahe der Schweizer Grenze bei Vandans aufgeführt. Soziale Konfliktfelder in einem kleinen Bergdorf, die Grauzone zwischen dem Nebenerwerb als Schmuggler und dem Risiko als Fluchthelfer stehen im Fokus dieses „Schmugglertheaters auf der Alp“, welches das Publikum selbst zu Betroffenen macht und mit auf den Weg durch die nächtliche Bergwelt nimmt.

Parallel zu diesen Vermittlungsangeboten konnte im Jahr 2015 auch das p[ART]-Projekt „Erinnerungsorte an die NS-Zeit im Montafon“ gestartet werden. Der Heimatschutzverein und die NMS Schruns-Dorf beschäftigen sich dabei gemeinsam mit Orten und Themen, welche besondere Aspekte der NS-Zeit in der Region repräsentieren. Zu jeder Lokalität begleitet die Jugendlichen eine Fachperson und bringt ihnen vor Ort die Geschichte dieses Erinnerungsortes näher. Die Jugendlichen gestalten vor Ort kleine Kurzfilme, indem sie Interviews zu dem Thema durch-

führen. Außerdem werden die Erinnerungsorte fotografisch dokumentiert sowie kurze Texte zum jeweiligen Thema verfasst, die dann in einer Broschüre zusammengefasst veröffentlicht werden. Schließlich wurde im September 2015 eine von den Jugendlichen erarbeitete Ausstellung im Montafoner Heimatmuseum eröffnet.

Der bedeutende Erinnerungsort „Grenze“ wurde von Friedrich Juen aus mehreren Perspektiven erläutert. Neben der grundsätzlichen Situation an dieser Gebirgsgrenze wurden insbesondere Biografien von Fluchthelfern wie Meinrad Juen, der mindestens 42 Menschen in die Freiheit geführt hat, sowie Fluchtgeschichten wie etwa jene von Nikolaus Staudt, der in Gargellen an der Grenze ermordet wurde, oder jene der beiden jüdischen Frauen, die sich im Gemeindearrest von St. Gallenkirch das Leben nahmen, nachdem sie beim Grenzübertritt festgenommen worden waren, näher beleuchtet.

Die aktuellen globalen Entwicklungen verdeutlichen eindrücklich bedrückend, dass Grenzen zunehmend zu Schauplätzen sozialer Brisanz werden. So hat sich die Problematik zwar räumlich verlagert, aber in der Gesellschaft kommt es mitunter zu neuen

BUCHTIPP

Edith Hessenberger (Hg.), Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 5), Schruns 2008.

Grenzziehungen zwischen „heimisch“ und „fremd“. Es gilt daher, das zeithistorische Thema in die Gegenwart fortzuführen und gerade angesichts der weltweiten Fluchtgeschehnisse weiterhin zur Bewusstseinsbildung beizutragen, damit der Mensch doch nicht aus der Geschichte lernt, dass er nichts lernt. ▶

Fotos: © Walter Kegele, Sandra Kraft / Montafoner Museen, Sammlung Friedrich Juen

Die aktuellen globalen Entwicklungen verdeutlichen eindrücklich bedrückend, dass Grenzen zunehmend zu Schauplätzen sozialer Brisanz werden.



Samuel Mago & Romano Centro

Putren Le Jakha – Open Your Eyes!

Internationale
Jugend-Konferenz zu
Antiziganismus in Wien

Mitorganisator der Internationalen Jugend-Konferenz
zu Antiziganismus in Wien. www.romano-centro.org

Aus zwölf Ländern Europas reisten über 70 junge Roma-AktivistInnen nach Wien, um an der Internationalen Jugend-Konferenz zum Thema Antiziganismus teilzunehmen. Ziel war es, den Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, sich zu vernetzen, Ideen auszutauschen und öffentlich auf ihre Interessen aufmerksam zu machen.

Die Konferenz fand von 10.–16. November 2014 unter der Organisation und Leitung des Romano Centro statt. Partnerorganisationen aus Albanien, Bulgarien, Deutschland, Mazedonien, Polen, Rumänien, Serbien, Spanien, Tschechien und Ungarn wirkten am Projekt mit, um gemeinsam gegen Antiziganismus in Europa aufzutreten. Die Konferenz war die erste ihrer Art in Österreich.

In zahlreichen Vorlesungen und Inputs erfuhren die TeilnehmerInnen über Geschichte, Gegenwart und Zukunftsperspektiven der Volksgruppe der Roma. Unter den Vortragenden fanden sich Experten, wie Valeriu Nicolae, Markus End, Ana Oprisan, Mirjam Karoly und Erika Thurner. Sie behandelten Themen, die

für das Verständnis des Antiziganismus unerlässlich sind und baten die Jugendlichen zum Dialog. Mithilfe der wissenschaftlichen Inputs war es den TeilnehmerInnen möglich, sich objektiv und sachlich mit ihrer Identität auseinanderzusetzen und dadurch mit kreativen Zugängen Bewusstsein in der Mehrheitsbevölkerung zu schaffen.

Die unterschiedlichsten Workshops boten den AktivistInnen die Möglichkeit, wichtige Methoden zur Bekämpfung von Antiziganismus zu lernen. Das Programm war sehr arbeitsintensiv und dementsprechend erfolgreich. Im Rahmen des Flashmob-Workshops nahmen die Jugendlichen die Organisation einer Kundgebung zum Thema Antiziganismus auf der Wiener Mariahilferstraße in die Hand. Auf Ihren Plakaten stand in englischer Sprache „Erwartest du dir, dass ich singe, tanze oder bettle? Ich kann mehr!“ geschrieben. Die AktivistInnen schafften mit Parolen wie „Stop Antigypsyism! Open your eyes!“ Bewusstsein für das Thema. Dutzende Passanten blieben neugierig stehen, lauschten den Worten der Jugendlichen und vertieften sich am Rande des Flashmobs auch in einige Gespräche mit den



jungen Roma. Neben Flyern für die öffentliche Veranstaltung der Konferenz wurde auch reichlich Infomaterial auf der Wiener Einkaufsstraße verteilt.

Im Anschluss an den Flashmob veranstalteten die TeilnehmerInnen eine Pressekonferenz im Wiener Café Ritter, wo sich zahlreiche Journalisten über aktuelle Themen betreffend Roma in Europa informierten. Die Themen reichten von Holocaust-Leugnung über Alltagsrassismus bis hin zu Delogierungen von Roma. Jedes Land, aus dem AktivistInnen gekommen waren, wurde abgedeckt, um adäquat über die internationale, aktuelle Roma-Thematik zu informieren. Anschließend hatten die Journalisten die Möglichkeit, mit den Jugendlichen Interviews zu führen, um einen Einblick in ihre persönlichen Lebensgeschichten und Erlebnisse von Diskriminierung und Antiziganismus zu bekommen.

Das mediale Echo zur gesamten Konferenz war außerordentlich groß. Über die AktivistInnen, die Konferenz und den Flashmob wurde in zahlreichen Zeitschriften und Tageszeitungen, Online-Medien, Fernseh- sowie Radiobeiträgen berichtet. Nicht nur österreichische, sondern auch ausländische Medien informierten über die Konferenz. Auch die Postings des Social Media Workshops erhielten eine bislang nie dagewesene Aufmerksamkeit. So erreichte ein Video des Dokumentationsworkshops auf der Plattform Facebook eine Beitragsreichweite von über 9.000 Usern. Auch auf den Kanälen der Projektpartner war die Rückmeldung beträchtlich.

Im Rahmen der Konferenz luden die AktivistInnen zu einer öffentlichen Veranstaltung in die Wiener brunnenpassage, wo sie unter dem Motto „Raise Your Voices!“ die Ergebnisse der Jugend-Konferenz präsentierten. Das Event wurde von über 200 Gästen besucht und fand großen Anklang. Neben Live-Acts wie dem Diknu Schneeberger Trio und der Tanzgruppe Romano Ilo zeigten auch die Teilnehmer des Theater-Workshops ihr Können. Mit kurzen theatralischen Darbietungen provozierten sie das Publikum und regten zum Nachdenken an. Auch die tschechische Rap-Gruppe De La

Negra sprach sich in ihren Texten für Toleranz und gegen Diskriminierung aus. In etlichen Reden spiegelte sich schließlich die Message der Konferenz wider.

Am 15. November nahmen die Jugendlichen an der offiziellen Gedenkveranstaltung für die Opfer des Konzentrationslagers Lackenbach teil. Anschließend hielten sie am Friedhof der Roma eine Mahnwache und gedachten der Opfer des Völkermordes an Roma und Sinti. Für viele Teilnehmer war dies der erste Gedenkakt im Zeichen der Erinnerung an die im Nationalsozialismus ermordeten Roma und Sinti. Auch dort ansässige Menschen gesellten sich zu der Gruppe, um mit Gebeten und Liedern den Opfern zu gedenken.

Die Konferenz bot den jungen Roma-AktivistInnen eine Plattform für Dialog und konnte sie in ihrem Bestreben bestärken. Die Jugendlichen gingen voller Energie und Elan nach Hause und nahmen die Botschaft der Konferenz mit. Bereits einige Wochen und Monate nach Ende der Veranstaltung wurden Stimmen lauter, die eine Fortsetzung der Konferenz forderten. Schließlich erklärte sich der spanische Projektpartner FAGiC dazu bereit, die Jugend-Konferenz samt Konzept zu übernehmen und im November 2015 in Spanien auszutragen. In Barcelona trafen sich die Jugendlichen nun wieder. Unter den TeilnehmerInnen fanden sich bekannte und auch zahlreiche neue Gesichter. Der Erfolg der ersten Konferenz hatte auch innerhalb der Roma-Community große Wellen geschlagen und viele junge Roma dazu motiviert, sich zu bewerben. Mit 55 AktivistInnen fand die Fortsetzung der Wiener Konferenz als zweite Internationale Jugend-Konferenz zum Thema Antiziganismus schließlich statt. Der Erfolg, das Echo und die Motivation der AktivistInnen war nicht weniger beachtenswert als in Wien. Auch in diesem Jahr konnte das Motto umgesetzt und die Augen vieler Menschen geöffnet werden.

In diesem Sinne, Putren le Jakha – Open Your Eyes. ◀

Norbert Prettenthaler

4xHerbst

*Norbert Prettenthaler, Filmemacher, Literat.
Schreibt für KIG! We the people, The global
player u.a. Lebt und arbeitet in Graz.*

„9 Uhr 15 Abfahrt nach Braunau“, stand auf dem Zettel, der da am Boden lag. Der erste Bus aus der Schwarzl-Halle ging nach Braunau in ein Auffanglager für Transitflüchtlinge auf ihrem beschwerlichen Weg nach Deutschland. Die meisten der Flüchtlinge wussten nicht, wo Braunau lag ... nichts über den historischen Hintergrund der Stadt. Warum gerade nach Braunau?, fragte ich mich, ließ den Gedanken aber für sich stehen. Man will ja keine Panik unter Syrern, Afghanen u.a. verbreiten, sondern verhält sich als dokumentarischer Beobachter ruhig, sieht sich mit dem Kameraauge den Ablauf um den Abtransport von Menschen einfach an. Zuerst wurden alle aufgefordert, die große Veranstaltungshalle zu räumen und in einer langen Reihe Aufstellung zu nehmen. Ein Bus nach dem anderen startete vom Parkplatz aus in Intervallen von ca. 20 Minuten. Diese Flüchtlinge sind für mich Namenlose, die gar nicht wissen, wo sie sich gerade befinden und wohin die Reise geht. Es geht nach „Germany“, habe man ihnen gesagt. Zu viel Information um Transportwege würde wahrscheinlich ihre Nachfrage oder sogar ihren Unwillen erzeugen. Somit war es offensichtlich, dass Informationen nicht weitergegeben werden konnten. Ebenso wurde die Information zurückgehalten, dass es den Flüchtlingen freisteht, auch hierzulande einen Asylantrag zu stellen. Bald sind sechs Busse nach Braunau am Inn abgefahren. Ich stand da unter vielen Helfern mit einer Weste des Arbeitersamariterbundes. Eines war mir dabei klar und deutlich: Ich werde keinen dieser namenlosen Transitflüchtlinge je wiedersehen. Tags darauf zeigt mir ein Grazer Künstler einen „Falter“-Artikel, woraus ersichtlich wurde, dass sich der Betreiber der Halle über Veranstaltungen und Bordelle finanziert. Ich zweifle den guten Ansatz des Helfens nicht an und finde jede Form von Unterstützung lobenswert, insbesondere die gratis Raumnutzung der Halle. Aber kurze Zeit darauf wird die Transithalle zu einem Asylerstaufnahmезentrum umfunktio-

Berichte um Flüchtlingslager und Transporte in der Steiermark, Oktober 2015

niert? Ob in diesem Zeitrahmen die Grundversorgung der Flüchtlinge, die nun namentlich erfasst werden, auch entsprechend abgerechnet wird, kann ich nur vermuten; zu hinterfragen gilt ein Geschäft und deren Vergabe allemal. Vielleicht stelle ich einfach zu viele Fragen, nicht wie die Sanitäterin, die sich nur auf die notwendigste Hilfestellung konzentriert, nur den kranken verwundeten Menschen sieht. Kein Kosten-Nutzen-Kalkül, keine Logistik, keine objektivierbare Vergangenheit oder Zukunft. Nur dieser eine Mensch in diesem Augenblick der Berührung. Aber wie ich später höre, sind die Busse bis heute nicht abgerechnet. Wieder bloß ein Gerücht?

Um 3 Uhr morgens blitzten die Taschenlampen auf. Arabische und persische Stimmen weckten mich. Ich hatte mich von der Liege aufgerichtet. Ich lag in der Praktika-Halle in Graz-Webling unter einer Vielzahl an Flüchtlingen. Eine Taschenlampe fuhr mir direkt ins Gesicht. Erst nach längerem hin und her konnte ich mich als Mitarbeiter zu erkennen geben. Die Rot-Kreuz-Jacke hängt daneben. Die Busse kommen bald, wurde mir schon abends zuvor erklärt. Niemand wusste, wann die Busse kommen würden. So ging man auch vor Mitternacht schlafen. Die Überraschung war dann offensichtlich. Unruhe und Stress. Die Menschen wurden nach den Nummern ihrer Armbänder aufgefordert, rasch ihr Gebäck zu ordnen und nach draußen auf den Parkplatz zu kommen. Schlaftrunken beeilten sie sich, so gut sie eben konnten. In Decken gehüllt schlurften sie ins Flutlicht. Es war empfindlich kalt draußen. Dort mussten sie hinter einer Tafel mit der entsprechenden Armband-Nummer Aufstellung nehmen. Männer, Frauen und Kinder, die in der allgemeinen Hektik vielerlei liegen ließen, offensichtlich nur das Nötigste mit sich nahmen. Der Rest blieb verstreut in der vormaligen Einkaufshalle liegen. Wir brachten vermehrt Decken nach draußen und stell-

Überall war Armee und Polizei zu sehen. Sie hatten die Straße zur Grenze abgeriegelt.

ten Bänke auf, um den Menschen das Warten zu erleichtern. Ein Syrer gab sich „confused“. Niemand konnte sagen, wohin die Busse fahren. Manche munkelten, dass sie zum Grazer Hauptbahnhof fahren würden. Andere glaubten, dass der Weg über Wien nach Salzburg gehen würde. Die Reiseroute blieb fraglich – angeblich ging die Reise nach Deutschland. Davor an die Grenze in ein Auffanglager. Die Menschen, Flüchtlinge wie Teams, wurden völlig ahnungslos über die Abfahrzeiten und Routenplanung gehalten. Manche wussten zwischenzeitlich, dass sie auch in Österreich einen Asylantrag stellen könnten; diese Personen bekamen im Gegensatz zu den Weiterreisenden ein graues Band, ebenso eine Nummer. Ich ersparte mir diesmal die Frage um die Farbsymbolik. Sie wurden gezählt, damit alles seine Ordnung hatte. Auch sie würden weggebracht werden. Niemand konnte oder wollte ihnen sagen wohin. Die Halle war nun völlig leer. Kleider, Schuhe, Schlafsäcke, Zelte usw. wurden aus hygienischen Maßnahmen zum Müll geworfen. Ich wollte noch einige fast neuwertigen Anoraks retten. Das wurde aber von der Kleidersammelstelle untersagt. Nun wurden die Hallen desinfiziert und wieder für die nächsten Ankommenden vorbereitet. Und wieder konnte niemand sagen, wann die Busse kommen würden. Dosenweise stand das Transitgulasch für sie wieder bereit.

14 Uhr 21. Das Protestcamp befand sich direkt vor der Landespolizeidirektion Graz-Paulustor. Dort saßen an die 30 Personen, die über die Lage der Asylverfahren protestierten. Syrer, Irakier, Afghanen u.a. Sie erzählten in gutem Englisch über die Lage in ihren Ländern, über das mörderische Treiben der IS und der Taliban. Dass sämtliche Bombardements die Zivilbevölkerung treffen würden. Über die Angst, dass ihren Frauen und Kindern etwas zustoßen könnte, über die tödlichen Risiken, die überall lauerten. Die unnötigen Bombardements der Russen und Amerikaner. Und über die Ungleichbehandlung von Asylverfahren und Entscheidungen hier in Österreich. Manche Verfahren in Wien wurden innerhalb weniger Wochen entschieden. Hier wartete man schon nahezu ein Jahr oder auch länger? Über diese Ungleichbehandlung wollte man hier informieren. Ebenso wollte man unverzüglich arbeiten und sich der Gesellschaft in Österreich als nützlich erweisen. Viele hier sprachen ein bemühtes Deutsch auf A2-Niveau. Sie fragten, welche Rechtsfolgen ein Hungerstreik mit sich bringen würde. Die Stimmung wirkte aufgeheizt, zumal keine Lösung um die Beschleunigung der Verfahren in Sicht war. Das Warten und die Unwissenheit um die Situation zermürben die Menschen. Die Zeit des Wartens macht sie apathisch und

willenlos. Sie schätzten Österreich und seine Sicherheit, gleichzeitig wollen sie hier ein normales menschlich gleichwertiges Leben mit ihren Familien führen dürfen. Vielen der Männer hier geht es um den Nachzug ihrer Frauen und Kinder. Auch an diesem Tag wurden sie weiter getröstet – auf ein Morgen, das keiner kennt. Inzwischen wurde im Innenministerium ein Asyl auf Zeit verhandelt und das Nachzugsrecht für subsidiär Schutzberechtigte auf drei Jahre ausgedehnt. Die Blätter färbten sich am Platz der Versöhnung ein ... eines fiel golden-schwarz umrandet zu Boden.

14 Uhr 30. Spielfeld. Überall war Armee und Polizei zu sehen. Sie hatten die Straße zur Grenze abgeriegelt. Ein Mann mit Sonnenbrille fotografierte die vorüberfahrenden Taxifahrer. Es gab für Neugierige kein Weiterkommen. Auf den Landstraßen um Spielfeld hatten wir vereinzelte Flüchtlinge gesehen, Verbände von fünf bis zehn Personen, die sich zu Fuß aufgemacht hatten. Hier am Parkplatz vor dem Café standen auffallend viele ungarische PKWs und Taxis. Die Männer warteten. Eine Fahrt nach Salzburg würde 800 Euro kosten, eine Fahrt nach Wien 500 Euro. Pauschal versteht sich, weil der Tarif, wie ich später nachrechnete, bedeutend billiger war. Ein Taxi-Bus aus Zell am See fuhr ein. Da lief also ein betrügerisches Geschäft mit den Flüchtlingen ab. Eine NGO-Mitarbeiterin klärte mich über Mafioten auf, darüber, dass Schlepper die Menschen einfach für ein paar Hundert Euro am nächstbesten Bahnhof aussetzten. Immer würden Menschen auf der Flucht verloren gehen. Auf den Bustransporten getrennt, auf den Bahnhöfen, auf den Märschen, in den Transitlagern und eben in einem fremden Wagen. Im Internet kursieren Listen mit Fotos von Vermissten. Die Gruppe von Afghanen, die auf dem Weg nach Leibnitz zu Fuß unterwegs waren, scherte die Schlepper oder Taxifahrer wenig. Sie wollten nur rasch zum nächsten intakten Bahnhof. Erstmals erfuhren wir, dass die Bahnstrecke Spielfeld – Leibnitz gesperrt war. Wegen der Flüchtlinge. Der junge Afghane lächelte, als ihm mein Freund Geld geben wollte. Nicht aus Stolz, vielmehr aus Haltung. „Er habe genug für seine Reise“, sagte er in klarem Englisch. Eine Städtereise nach Istanbul hin und retour kostet zurzeit 149 Euro. Ich konnte nur erahnen, was die Menschen ausgegeben haben, um hierher zu kommen. Bei aller Sicherheit, nach der die Flüchtlinge streben, wird gerade von technischen Barrieren und Zäunen gesprochen. Gleichzeitig tauchen am Bahnhof in Graz Plakate mit Krankheitswarnungen aus arabischen und afrikanischen Ländern auf. ◀



Andrea Hummer & Rubia Salgado

Aus der Praxis im Dissens

Fragmente aus Gesprächen mit Rubia Salgado, der Autorin des Buchs „Aus der Praxis im Dissens“

Kompiliert von Andrea Hummer

Rubia Salgado ist als Erwachsenenbildner_in, Kulturarbeiter_in und Autor_in in selbstorganisierten Kontexten tätig. Schwerpunkte ihrer Arbeit liegen im Feld der kritischen Bildungs- und Kulturarbeit in der Migrationsgesellschaft. Sie ist Mitgründer_in und Mitarbeiter_in der Selbstorganisation maiz – Autonomes Zentrum von und für Migrantinnen und als externe Lektor_in an Universitäten und Hochschulen tätig. www.maiz.at

Andrea Hummer ist Soziologin, Mitgründerin und Mitarbeiterin des eipcp sowie bei transversal texts.

Andrea Hummer—
Das Buch versammelt Texte aus den letzten 20 Jahren. In dieser Zeit hat sich vieles verändert, auch in Bezug auf Rassismus und Antirassismus. Wie schätzt du diese Veränderungen ein?

Rubia Salgado—Eklatant ist das, was sich nicht verändert hat. Eklatant ist zu sehen, dass der Rassismus nach wie vor Platz hat und möglich ist in einer Dimension, die zwar nicht neu ist, aber stetig an Intensität zunimmt. Was beunruhigt, ist, dass es eine Menge Kräfte gibt, die antirassistisch arbeiten, dass sich die Situation insgesamt aber nicht sehr verändert. Dass die Gesetzgebung restriktiver wird. Es ist in Österreich einiges passiert. Es sind Entwicklungen, die sehr wichtig sind. Vor allem seit 2000, seit der schwarz-blauen Regierungszeit, hat sich eine Akzentuierung im antirassistischen Sinn entwickelt. Aber gleichzeitig gibt es eine rassistische Kontinuität, auch im Zusammenhang mit der NS-Zeit, die hier zu beobachten ist.

Andrea Hummer—
Es gibt in deinem Buch zwei wiederkehrende Motive: die Äffin und die Anthropophagie. Worauf verweisen diese Motive, und wie hängen sie zusammen?

Rubia Salgado—Das Konzept der Anthropophagie ist in Lateinamerika, aber vor allem in Brasilien sehr sinnstiftend. Es ermöglicht eine Haltung, ein Denken gegenüber dominanten Kulturen, gegenüber Kolonialismus, gegenüber Neokolonialismus, gegenüber Imperialismus. Die Anthropophagie, das Fressen von Menschen als eine Widerstandsstrategie der Kolonisierten.

Wir haben hier in Österreich das Konzept nochmals gelesen und sind immer noch dabei, das Konzept als Migrantin – von Europa aus – zu lesen und noch einmal die Westeuropäer_innen zu adressieren. Das andere Motiv – die Äffin –, das in einem sehr engen Naheverhältnis zum ersten Motiv steht, ist inspiriert von der Erzählung „Ein Bericht für eine Akademie“ von Kafka, eine Geschichte über einen Affen, der zum Menschen geworden ist. Auch hier wollten wir eine Parallele zur Situation der Migrant_in in Westeuropa erstellen. Der Affe als Metapher für die von den Europäer_innen als Barbaren betrachteten Menschen. Beide Motive sind sehr präsent im Text und durchkreuzen das Buch.

Andrea Hummer—
Von wem sprichst du, wenn du von Migrant_innen sprichst?

Rubia Salgado—Grundsätzlich haben wir den Ansatz, so wenig wie möglich über „die Migrant_innen“ zu sprechen und so viel wie möglich über die Professionellen, die im Feld arbeiten. Das ist der Versuch, so wenig Zuschreibungen wie möglich zu machen. Wenn wir in maiz über Migrant_innen sprechen, dann sprechen wir über eine strategische Identität und nicht aus einem essentialistischen Verständnis heraus. Wir konstruieren die Identität, von der aus wir sprechen – es ist also eine Frage der Selbstdefinition. Mir geht es dabei weniger um eine genaue Definition, wer Migrant_in ist. Uns geht es darum, ausgehend von dieser Identität, Forderungen und Antworten auf Herausforderungen in die Welt zu bringen.

Die Herkunft spielt natürlich insofern eine Rolle, weil – je nachdem, welchen Reisepass man besitzt – der Zugang zu Ressourcen und Rechten markiert ist. Aber auch, wenn man die

Wenn wir in maiz über Migrant_innen sprechen, dann sprechen wir über eine strategische Identität.

„richtige“ Staatsbürger_innenschaft vorweisen kann, zählt die Herkunft, die Sprache, die Klasse, die formale Bildung, Gender usw. Es gibt eine Reihe von Aspekten und Kategorien, die zu berücksichtigen sind. Und je nach Situation sind sie unterschiedlich verschränkt. Aber ich würde nicht sagen, dass in maiz ausschließlich die Herkunft gesehen wird. Es kann sein, dass es manchmal vordergründig behandelt wird, weil es auch tatsächlich vordergründige Effekte im Leben der Menschen hier hat. Die Menschen, mit denen wir in maiz arbeiten, verfügen kaum über formale Bildung oder können sie zumindest nicht mehr beweisen. Auch gibt es viele, deren Ausbildung nicht anerkannt wird. Die Priorität in maiz ist die Arbeit mit Frauen, die über wenig formale Bildung verfügen. Wir bieten seit einigen Jahren Basiskurse für Frauen an – Kurse, in denen es um Deutsch, Rechnen, Englisch, Computerkenntnisse geht. Das ist eine bewusste Entscheidung von maiz für eine Gruppe, die in den Augen der Mehrheitsgesellschaft nichts leisten kann.



Natürlich ist die Gefahr, als Alibimigrant_in eingeladen zu werden, latent vorhanden. Aber da ist es für mich wichtig, diese Verhältnisse zu benennen.

Andrea Hummer—
Wie groß ist die Gefahr, dass du ungewollt in eine repräsentative Position kommst?

Rubia Salgado—maiz zu repräsentieren, ist Teil meines Jobs. Was ich nicht machen würde, ist im Namen der Migrant_innen zu sprechen. Wir sagen schon immer wieder „Wir wehren uns“ oder „Wir bleiben“. Das ist in bestimmten Kontexten, bei Demos, bei Gesprächen mit Politiker_innen, notwendig. Aber: Ich repräsentiere keine Migrant_innen.

Natürlich ist die Gefahr, als Alibimigrant_in eingeladen zu werden, latent vorhanden. Aber da ist es für mich wichtig, diese Verhältnisse zu benennen. Und danach, wenn das problematisiert ist, können wir wieder auf einer anderen Ebene weiterreden und zusammenarbeiten. Am schwierigsten ist es, damit umzugehen, wenn das Gegenüber diese Problematisierung persönlich nimmt und beleidigt reagiert. Die Unfähigkeit, zwischen dem Persönlichen und der öffentlich-politischen Ebene zu unterscheiden, ist Zeichen für mangelnde Reflexion, Zeichen für eine Unfähigkeit, auf einer Metaebene zu denken und dementsprechend zu handeln. In solchen Situationen habe ich wenig Hoffnung auf eine sinnvolle und konstruktive Zusammenarbeit.

Andrea Hummer—
Das Buch ist in mehrfacher Hinsicht mehrsprachig – auch auf Deutsch. Ob das Interviews oder Artikel sind für Kulturzeitschriften, Texte, die aus einem wissenschaftlichen Kontext stammen und sehr literarische, persönliche Texte – es ist spannend, dass du so viele Sprachen beherrscht.

Rubia Salgado—Ich bewege mich absichtlich zwischen unterschiedlichen Gattungen und Registern. Also zum Beispiel der Text für die Biennale in Venedig ist sehr literarisch geschrieben. Andere Texte sind eher journalistisch verfasst. Auch die Themen sind sehr verschieden: Kulturpolitik, Migrationspolitik, Bildungspolitik, Sprachpolitik. Manchmal ist ein bestimmtes

Die Norm ist zu hinterfragen, und das machen wir in maiz die ganze Zeit.

Vorwissen hilfreich, weil sich der Text ursprünglich an ein Fachpublikum gerichtet hat. Aber die Zusammenstellung der Texte macht sie auf verschiedenen Ebenen lesbar, und sie fügen sich zu einem sehr zugänglichen Gesamtbild.

Andrea Hummer –

Du eröffnest dein Buch mit *No pasarán* und *Eu passarinho*. Was willst du damit sagen?

Rubia Salgado – *No pasarán* ist ein antifaschistischer Spruch aus der Zeit des Spanischen Bürgerkriegs und bedeutet „Sie werden nicht durchkommen“, also Widerstand. *Eu passarinho*, „Ich, kleiner Vogel“ – angelehnt an ein Gedicht von Mario Quintana – bedeutet hier Verletzlichkeit. Die Eröffnung markiert schon ein Verhältnis zwischen Verletzlichkeit und Widerstand. Ja, ich als Migrantin, ich als Mitarbeiterin und Mitgründerin von maiz bin in einer gesellschaftlichen Position, die sehr stark mit Verletzlichkeit verbunden ist. Der Sprung ist dann der Widerstand, ohne aber die Verletzlichkeit zu leugnen.

Andrea Hummer –

Es fällt auf, dass du manchmal Wortschöpfungen verwendest mit dem Hinweis, dass du die deutsche Sprache bereichern willst. Wie meinst du das, und wie ist dein Verhältnis zur deutschen Sprache?

Ich sage das immer wieder mit einem Lächeln, dass Migration eine Bereicherung für die deutsche Sprache ist. Das verweist auf die Logik der Abwägung von Kosten und Nutzen im Zusammenhang mit Migration. Das ist eine sehr gefährliche Logik, ein rassistischer Diskurs.

Rubia Salgado – Aber es ist klar, ich interveniere in die Sprache, ich schaffe Neologismen, ich greife in die Syntax ein. Oft mache ich die Erfahrung, dass diese Irritationen nicht akzeptiert werden, dass sie wegklotiert werden, dass die Texte diszipliniert werden. Es ist manchmal ein mühsamer Kampf, das zu verhindern und mich durchzusetzen. Das war auch eine gute Erfahrung bei diesem Buch, dass das nicht nur nicht versucht, sondern sehr oft sofort verstanden wurde, wo es Absicht ist. Es gibt kaum zufällige Wörter in den Texten.

Für mich ist es wichtig, die deutsche Sprache als hegemoniale Sprache zu adressieren und mich damit zu beschäftigen –, das gilt genauso für meine Erstsprache in ihrer hegemonialen Dimension.

Die deutsche Sprache ist Teil meines Alltags, in dieser Sprache wurden mir über die Jahre viele Narben und Wunden zugefügt, die nie heilen werden. Auch das prägt mein Verhältnis zu dieser Sprache.

Es ist die Sprache meiner Arbeit. Im Unterricht, mit Kolleginnen, in anderen Gremien, an der Universität, in Sitzungen, meine Arbeit hat auch viel zu tun mit Theorie lesen, über Theorie nachdenken, Theoretisches schreiben. Es ist ein bestimmtes Register, das sich auch sehr verankert hat in meinem Sein. Aber immer mit dieser Haltung, Normen zu hinterfragen. Die Norm ist zu hinterfragen, und das machen wir in maiz die ganze Zeit. Der Gebrauch macht die Norm. Norm entsteht im sprachlichen Kontext aus dem Gebrauch. Die deutsche Sprache verändert sich. Manchmal verdeutliche ich das absichtlich, und manchmal finde ich es einfach schöner so.

Natürlich hat das auch etwas mit meiner Persönlichkeit und mit meiner gesellschaftlichen Positionierung zu tun – einer queer-Positionierung, auch beim Schreiben – es ist ein queer Schreiben, ein Schreiben, das Kategorien durcheinanderbringt. Es ist zwar hier verankert, aber ich habe keine Lust es wiederzugeben – aber auch nicht auf Portugiesisch ...

Andrea Hummer –

Einerseits sprichst du davon, dass maiz versucht, auch im Feld des Symbolischen hegemonial zu werden. Andererseits sagst du in einem Interview im Buch: Wir wollen nicht im Hegemonialen ankommen. Wie kannst du diesen Widerspruch erklären?

Rubia Salgado – Hier bin ich wahrscheinlich beeinflusst von der Idee von der leeren Mitte, die mich eine Zeit lang sehr beschäftigt und fasziniert hat: Dabei geht es um Spannung. Es wird immer Machtkämpfe geben, es wird immer die Notwendigkeit von Unruhe bestehen. Die Unruhe, nie einverstanden zu sein. Immer daran festzuhalten, dass Dissens notwendig ist, dass Hinterfragen notwendig ist. Und nie anzukommen, nie zu

sagen, jetzt haben wir die Welt erschaffen, so, wie wir sie wollen. Sondern uns selbst immer zu hinterfragen und uns auch zu widersprechen und auf diese Weise in dieser Spannung zu bleiben.

Andrea Hummer –

Wo siehst du Räume für gegenhegemoniale politische Artikulationen?

Rubia Salgado – Es gibt viele Möglichkeiten, viele interessante Räume des Miteinander-Denkens. So schlimm schaut die Welt nicht aus, aber es ist dramatisch, was in Westeuropa und gerade auch in Österreich passiert. Es ist dramatisch, dass Räume der politischen Handlungen in diesem Land fehlen. 2000 war so ein Schub an Artikulation politischer Positionen. Gegen die schwarz-blaue Regierung. Es fehlen kritische politische Räume, radikal-demokratische Räume in Österreich. Ich spreche viel mit meinem Umfeld, dass wir jetzt etwas machen müssen. Es kann nicht sein, dass wir mit dem Krieg in Syrien und dieser Erhöhung der Anzahl von Flüchtlingen kaum jenseits des Karitativen tätig sind. Das Karitative war und ist absolut wichtig. Aber verschränkt mit dem Karitativen muss ein politischer Raum geschaffen werden – und auch das Karitative muss politisiert werden. Es ist ein extrem wichtiger historischer Moment – wie kann sich die Reaktion auf diesen Moment auf das Karitative beschränken? Es ist ein privilegierter Moment für Aktion, für politische Artikulation, für Mobilisierung. Es braucht ein Miteinander, ein Verschränken der unterschiedlichen Felder.

Der Tod im Mittelmeer dauert schon lang. Wir hatten jetzt die Wiederholung vom Lichtermeer. Man geht zum Lichtermeer, und das Leben geht weiter. Und die Menschen sterben weiter im Mittelmeer. Interessant wäre es, einen Raum zu eröffnen, eine Konjunkturanalyse zu machen, strategische Pläne zu entwerfen, verschränkte und ergänzende Arbeit zu leisten, Aktionen zu planen, Widerstand zu leisten, Alternativen zu entwerfen und umzusetzen.

Andrea Hummer –

Siehst du diese Möglichkeit in der Parteipolitik?

BUCHTIPP

Aus der Praxis im Dissens

Rubia Salgado / maiz

Herausgegeben von Andrea Hummer

transversal texts, September 2015

ISBN: 978-3-903046-02-3

273 Seiten, broschiert, € 15,00

www.transversal.at/books



Rubia Salgado – Das ist tatsächlich ein schwieriges Feld, Gewerkschaft auch. Geht man in die Institutionen oder nicht und warum? Überlassen wir das Feld den anderen? Ich war auch bis vor kurzem sehr überzeugt, mich nie in die Parteipolitik einzumischen. Inzwischen frage ich mich, ob das tatsächlich die klügste Position ist ...

Andrea Hummer –

Nicht nur die Welt um dich herum hat sich verändert, sondern auch du. Wie war es für dich, dich wieder so intensiv mit deinen eigenen Texten, deiner verschriftlichten Geschichte auseinanderzusetzen?

Rubia Salgado – Ich würde heute viele Texte anders schreiben. Heute bin ich anders und woanders. Und gerade deshalb ist es auch spannend, diese Texte jetzt zu veröffentlichen. Man kann sehr gut eine Entwicklung beobachten und nachvollziehen. Eine Entwicklung, die sehr stark mit der Arbeit von maiz zu tun hat, einer Organisation, die in dieser Form einzigartig ist. Eine Organisation, die immer bedroht ist und heute noch mehr. Diese ständige Bedrohung und die Antworten auf diese Bedrohung, die Strategien und die methodologische Auseinandersetzung werden sichtbar. Das Buch ist Geschichte und Gegenwart gleichzeitig. Dieses Buch dokumentiert zwar nicht direkt, man muss im Lesen versuchen, die Verknüpfungen zu erstellen. Aber es ist eigentlich eine Dokumentation.

Mir war es dabei auch wichtig, eine spezielle Form des Ausdrucks in die Welt zu setzen. Ich glaube, dass das Buch inspirierend sein kann und auch etwas in der Welt markieren kann. Das ist zumindest meine Hoffnung. ◀

Alexander Nikolic

Brothers in Arms, Art ... und Aktivismus

Alexander Nikolic, Boem. Artist, Filmmaker, Performer
and Researcher. www.boem.postism.org

Manche Titel sind unübersetzbar. Es fehlt auch eine frauenspezifische Perspektive im Titel. Die serbischen Veteranenorganisationen sind uns mit ihrem Frauenanteil weit voraus. Veteran ist auch, wer Veteranen pflegt, Angehörige von gefallenen Soldaten, aber Frauen haben auch selbst an der Waffe gekämpft. Der Untertitel einer Arbeit von uns, von „Austrocalypse Now!“¹ ist: Der Krieg in Jugoslawien – ist der am meisten verdrängte Krieg in Österreich. Wir haben uns damals zu dieser Aussage hinreißen lassen, als wir entdeckt haben, dass tausende unserer Mitmenschen direkt und indirekt an den Kriegen in Jugoslawien beteiligt waren.

Dramatisch wurde diese Erkenntnis insofern, dass sie uns vor unglaubliche Herausforderungen in unserer täglichen Arbeit stellte. Entdeckt wurde dieser Komplex, als wir die erste geheime serbische Schwulenhochzeit² in unserer Galerie an der Koppstraße organisierten und sich viele Gäste unseres auch dort liegenden Kaffeehauses als homophobe kriegserfahrene Reservisten der bosnisch-serbischen Armee geoutet und versammelt haben. Aber angesagtes Partybreaking findet dann doch nicht statt, stattdessen haben sich zwei der Veteranen unter die Hochzeitsgesellschaft gemischt, sind aus dem Café in die Galerie gekommen, haben sich halb nackt ausgezogen und zum

Schluss demonstrativ betrunken exzessiv geküsst. Klaus Theweleit hätte seinen Spaß gehabt. Wir hatten ihn.

Froh diesen heiklen Abend überstanden zu haben, begannen wir, unsere kleine Welt zu analysieren und waren überrascht, dass so viele unserer Gäste und Angestellten im Krieg gewesen waren. Ziel unseres Projektes war, partizipative und emanzipatorische Praktiken klassen- und schichtübergreifend zu etablieren, diese in der Praxis zu schmieden und zu entwickeln, Gegensätze und Widersprüche zu erkennen und auch damit arbeiten zu können. Deshalb führten wir neben der künstlerischen Arbeit auch einen migrantischen Kaffeehausbetrieb, jeden Tag von 6 Uhr früh bis spät in die Nacht. Die Nebenräume des Betriebs wurden auch gemeinsam mit den Arbeitern aus dem Café zu einer Galerie umfunktionierte.

Die im Kaffeehaus übernommene Jukebox³ war schon ein erstes Indiz auf die Vielschichtigkeit und Problematiken unserer Aufgabe. Neben dem zeitgenössischen musikalischen Repertoire gab es in der Jukebox die nationalistischen Turbofolkhits jeder ethnischen Fraktion, jugoslawischen Punk und Rock der letzten 40 Jahre, kommunistische und antifaschistische Kampfhymnen und zeitgenössischen feministischen Hip-Hop

Fotos: © Boem



aus Belgrad. Ein unglaubliches Artefakt über alle gesellschaftlichen Verwerfungen, die dieser Krieg auch in Wien hinterlassen oder eben hierher exportiert hat.

Zur Zeit Jugoslawiens gab es über 120 ArbeiterInnenclubs in Wien, die einerseits sicherstellen sollten, dass die ArbeiterInnen Jugoslawiens auch in der Emigration ihren Sieg über den Faschismus feiern konnten, andererseits sie auch unter Kontrolle des jugoslawischen Staates hielten. Eingetübte Rituale der kollektiven Erinnerung verschwinden und mit ihnen etwas, das eigentlich im Sinne von Erinnerungspolitiken ausführlicher zu problematisieren wäre: dass niemand mehr den Sieg über den Faschismus feiern kann. Im Prinzip zerbröckelt jede Erinnerung an den glorreichen Sieg über Hitlers Deutschland, es wird in den Schulbüchern am Balkan ein Revisionismus betrieben, der im serbischen Fall die Tschetniks als Widerstandskämpfer beschreibt.

Freud schrieb einmal, Gewalt sei das, was nach dem Sprechen kommt, was mit Sprache nicht ausgedrückt werden kann.

Einige Stimmen meinen, das Ziel eines solchen Revisionismus wäre, einem politischen Subjekt, der Revolution, die Zukunftsfähigkeit zu nehmen, indem ihm die Vergangenheit untersagt wird, genauer gesagt in dem es aus dem Kanon entfernt wird. Interessanterweise hatten wir im Lokal trotzdem eine ethnisch gemischte Gästestruktur. Zwar waren die meisten Stammkunden stolze und patriotische bosnische Serben, aber es durften

alle kommen. Oft gab es auch Anfeindungen auf Basis von ethnischen Spannungen, und gar nicht selten gab es Erlebnisse der anderen Art, wo schwerst Betrunkene ihren vom Krieg malträtierten Körper entblößten, um das Personal davon zu überzeugen, dass sie sich für ihren Einsatz für das Vaterland noch ein weiteres Bier verdient hätten.

Freud schrieb einmal, Gewalt sei das, was nach dem Sprechen kommt, was mit Sprache nicht ausgedrückt werden kann. Es ist nicht unbedingt so, dass wir uns als Projekt dieses Thema ausgesucht hätten, das Thema konnte von uns nicht länger ignoriert werden. Ab einem gewissen Punkt wurde uns klar, dass es unmöglich ist, weiter zu arbeiten, ohne diesen Zustand, die Kriegserfahrung, den Untergang der Gesellschaft, also diesen traumatischen Verlust der Gesellschaftsfähigkeit, die Transformation von Gesellschaft in kleinere Gemeinschaften ethnischer Völker und Nationen zu adressieren.

Eine große Herausforderung war auch nur, die Sprache zu finden, in der eine Konfrontation mit diesem Ist-Zustand überhaupt zu führen ist, vor allem auch in unserem Fall, wo durch die Durchmischung der Gäste und ArbeiterInnen so viele unterschiedliche Dialekte und Sprachen gesprochen worden sind, um es weniger kryptisch auszudrücken, Sprache, die permanent kommuniziert, ob jemand zur Täter- oder Opferseite gehört. Sprache, die mit jedem Wort preis gibt, ob jemand zu einer gebildeten Schicht gehört oder eben nicht.

Zu diesem Zeitpunkt hatten wir schon begonnen, erste Interviews mit Veteranen in Wien⁴ zu führen, und durch die Resultate dieser Zusammenarbeit waren wir ermutigt, diesen Prozess weiterzugehen. Über die ersten von uns durchgeführten Interviews, die sich auch in der Community herumsprachen, war es oft so, dass auch Veteranen zu uns kamen, die auf unterschiedlichen Seiten gekämpft hatten. In jedem Nachfolgeland ist die Situation unterschiedlich, aber auffallend ist, dass niemand einen Sieg feiern kann.

► Durch unsere Arbeit und später auch die Arbeit unserer Partnerorganisationen, wie zum Beispiel „The Ignorant Schoolmaster and his Committees“⁵ und der aus einer von Veteranen selbstorganisierten Initiative Zentrum für Kriegstrauma, konnten wir es schaffen, Gruppenabende zu organisieren. Mindestens fünf Personen, die am Anfang dieses Textes Teil der selbstdeklarierten homophoben Hochzeitscrashern waren, kamen zu dem Abend und sprachen zum ersten Mal über ihre Erlebnisse. Gute Freunde, die einander gestanden, dass sie den anderen vor lauter Neid über ihre rechtzeitige Flucht nach Österreich gehasst haben. Dieselben Freunde, die dem anderen zur Flucht und zur Integration hierher verholfen haben. Die schlichte Anwesenheit von Organisationen aus Serbien, die noch dazu von einer Frau mit fünfjährigem Fronteinsatz organisiert wurde, war für unsere Arbeit ein unglaublicher Schub. Selbstverständlich in alle Richtungen, weil die nächsten zwei Wochen fast jeder unserer Teilnehmer im Café in haarsträubende Konflikte involviert war.

Wir begriffen, dass unsere Kombination Galerie und Barbetrieb eine Routine ermöglicht hat, in dem Sinn, dass die Bar ein routinierter Raum ist. Ein Raum, in dem Männer weinen dürfen, ein Raum, der auch durch einen kollektiven Mechanismus in Gang setzen wird, wenn der emotionale Wahnsinn beginnen will, um sich zu schlagen oder freudianisch geschlagen werden will oder muss. So sollte auch unser Theater werden. Aufgrund von mangelnder Unterstützung mussten wir die Bar einstellen. Unser Ansatz in der Arbeit mit den serbischen Organisationen war, dass diese VeteranenInnen und wir, die AntikriegsaktivistInnen, jene waren, die glaubhaft bezeugen konnten, dass dieser Krieg, der vom serbischen Staat verleugnet wird, stattgefunden hat. Krieg ist auch eine Klassenfrage. Unter den gefallenen Soldaten auf serbischer Seite sind kaum Akademiker, Künstler oder Intellektuelle. Über 90% wurden mit Zwang mobilisiert und in den Medien auch in Serbien als freiwillige Patrioten stilisiert. AntikriegsaktivistInnen wurden als Verräter und vom Westen gekaufte Feiglinge dargestellt. Auf beiden Seiten entfalteten diese plausiblen Darstellungen ihre Wirkung und sicherten die Herrschaft des Regimes, indem Arbeiter zu Serben gemacht wurden, damit sie als solche aus den Fabriken an die Front geschickt werden konnten, um in ihrer Abwesenheit ihnen ihre Fabriken zuerst abzuwirtschaften und dann wegnehmen zu können.

Ein weiterer Punkt war, abzusichern, dass es die Möglichkeit gibt, die Schuld in Geld und nicht mit dem Leben der nächsten

Generation zu begleichen. Trotz des Verlustes unseres Barbetriebes blieben uns unsere Gäste und ArbeiterInnen. Die über drei Jahre an täglicher Arbeit, die Themen, die Möglichkeit, sich einzubringen haben uns die Zusammenarbeit gesichert. Es ist fast genau so, oder so ähnlich, wie manche Marxisten argumentieren würden, dass wir Arbeit geschaffen haben, im Sinne von einem gesellschaftlichen kreativen Prozess, der ein Phänomen ist. Dort, wo die Kellnerin bei den Festwochen zum Star werden kann und unsere AmateurperformerIn erzählt, wie ihr Mann kaputtgegangen ist, als er in Bosnien Köpfe abschneiden war und die Veteranen in unserem Reenactment der schwulen Hochzeit mitspielen.

Ist der letzte Satz ein bisschen zu deftig oder heftig? So sind unsere Produktionsbedingungen, und so ist auch unsere Stadt. Zweihundertfünzigtausend Menschen mit ex-jugoslawischem Hintergrund leben hier, und ihre Geschichte ist auch die Geschichte der Stadt Wien. Auch ohne Unterstützung der Theaterabteilung konnte das Stück „Austrocalypse Now!“ einige Male in Wien gezeigt werden. Das Stück ist aus über 300 Interviews entstanden und wäre ohne die Unterstützung selbiger Stadt Wien und auch der Republik Österreich auch wieder nicht zustande gekommen. Bisher wurde es im Hundsturm Volkstheater, der VHS Ottakring, im Zentrum für kulturelle Dekontamination Beograd, Dom Omladine Apollo Pancevo und der brunnenpassage Wien gezeigt. Für mich war jede Aufführung eine unglaubliche Tortur, und keine einzige Aufführung fand ohne Publikumsgespräch statt. Ich bin froh und traurig zugleich, dass es höchstwahrscheinlich nie wieder in Wien zu sehen sein wird. Andere Arbeiten schon. www.boem.postism.org ◀

1 Der Trailer zum Stück: www.boem.postism.org/austrocalypse-now-trailer

2 Videotrailer zur Appendix Show: www.facebook.com/verein.boem/videos/939894119404466

3 Die Umgebaute Jukebox aktualisiert von uns mit einem Karaokeprogramm im Performanceeinsatz Prolokaraoke: vimeo.com/70420706

4 Zu sehen auf vimeo: „Veterans without a War“: vimeo.com/57854611

5 The Ignorant Schoolmaster and his Committees: www.uciteljneznalica.org

Gebrüder Moped

Wie seid ihr ohne Computer ins Internet gekommen?



Die Gebrüder Moped sind die Wiener Kabarettisten Martin Strelcha-Derkics und Franz Stanzl. <http://gebruedermoped.com>

Das Leben von uns Kindern, die wir vor Córdoba auf der päpstlich gesegneten „Insel der Seligen“ geboren worden sind, war ein gutes. Denn es war auf Säulen gebaut, die dir Sicherheit vermittelten: Frieden, einfache Strukturen und verlässliche, immerwährende Konstanten. Das Telefon war stets zuhause, Kriege waren immer weit weg, die Eltern für immer größer als wir, und der Kanzler war ein Sozialdemokrat – obwohl er von der SPÖ war. Auch die großen Ferien rochen nach ewiger Freiheit. Am Anfang nach Erdbeeren, in der Mitte nach Äpfeln, am Schluss nach dem Mathe-Nachzopf. Sie rochen zuerst nach Himbeersaft und frischem Heu, einige Zeugnisse später nach Ribiselwein und Gras. Große Ferien rochen nach dem elterlichen Potpourri aus Drei-Wettertaft, Vanilleduftbaum und Johnny Filter im Auto. Ganz groß aber der Duft des ganz großen Wassers. Die Mama geht noch in den Konsum, um Wurstemmeln und Bendsorp-Schoko, der Papa geht mit dem Sparbuch auf die Länderbank, tauscht unsere Schilling gegen Dinar, wir setzen uns in den neuen Einser-Golf und kaum acht Stunden später, gleich hinter dem Grenzstau in Spielfeld, das gelobte Land am Meer: Jugoslawien. Angeblich macht das Adreas Gabalier auch heute noch so, denn er hat es in der Schule nicht anders gelernt und bleibt daher dabei. Auch sprachlich hatten wir Gschroppen es denkbar einfacher als heutige „Kids“, „Youngsters“ oder Menschen mit juvenilem Hintergrund. Wir sprangen noch über Nachbars Zaun und nicht über die bauliche

Maßnahme unseres Anrainers. Die Tendenz, mittels geschraubter Wortkreationen viel zu reden, allerdings kaum etwas zu sagen, ist nicht nur fad, sondern es stellt sich gleichermaßen die Frage, ob unsere vorweihnachtlichen AugerIn genau so geleuchtet hätten: „Freue dich, 's Christkind kommt zeitnah.“ Jedenfalls aber wäre Nicole 1982 mit solch einem Titel niemals Songcontest-Siegerin geworden: „Ein Stück weit Frieden“ – da hätte sie mit ihrer Performance noch so gut aufgestellt gewesen sein können. Nicht nur retrospektiv war es angenehm, in einer Welt aufzuwachsen, die um vieles langsamer, analoger und simpler gestrickt war. Wir sind vom Wesen her schließlich genauso und können uns damit identifizieren. Einfach als Refugium – das kindliche Weltbild ist zunächst grundsätzlich schwarz-weiß, und darauf hat der ORF auf FS1 und FS2 gefälligst noch Rücksicht genommen, bevor er uns das Leben auf „Am-dam-des“ im schönsten LSD-Bunt ausgemalt hat. So ein Trip will begleitet sein. Und wenn ihr das nicht alleine schafft, dann fragt einen Erwachsenen, der euch dabei helfen kann“, beruhigte uns die jeweilige Lebensabschnittspartnerin von Clown Enrico bereits damals mit dem Prädikat „pädagogisch wertvoll“. Daran hat sich nichts geändert. Auch heute stecken die Kinder voller Neugier und Fragen. Eine immer wieder gern gestellte an uns ist: „Wie seid ihr damals ohne Computer eigentlich ins Internet gekommen?“ Und wir Erwachsene helfen da sehr gerne. So: (siehe Foto)



Zeljko Jovanovic

Warum Europas „Dekade der Roma“ nicht zu Integration geführt hat

Für viele Roma ging das Leben
vom Regen in die Traufe.

*Zeljko Jovanovic ist Direktor des Roma Initiatives Office
der Open Society Foundations.*

Die Dekade der Roma-Integration gehört der Vergangenheit an. Diese noch nie da gewesene Zusammenarbeit von 12 Ländern, unterstützt von der Weltbank und den Open Society Foundations, begann im Jahre 2005 in der bulgarischen Hauptstadt Sofia. Damals gaben die jeweiligen Ministerpräsidenten ihr Wort, „die Schere zwischen den Roma und der übrigen Gesellschaft schließen zu wollen“ und nahmen ihre nationalen Institutionen in die Pflicht, die dieses Vorhaben bis zum Jahr 2015 in die Tat umsetzen sollten.

Haben diese Regierungen ihr Wort gehalten? Kurz gesagt, nein. Der Index zur Integration der Roma zeigt zwar Fortschritt in den Bereichen Bildung, Absolvierung der Schulpflicht und Zugang zum Gesundheitssystem. Allgemein betrachtet bleibt das tägliche Leben für die Roma jedoch ein Kampf, dem sich keine weitere ethnische Minderheit Europas gegenübersehen muss.

Im Durchschnitt besuchen lediglich 10% der Roma eine weiterführende Schule, fast die Hälfte der Roma ist arbeitslos, und mehr als ein Drittel lebt in großer Armut, was bedeutet, dass die Betroffenen grundlegende menschliche Bedürfnisse nicht befriedigen können, wie etwa ausreichendes Essen, Zugang zu sauberem Trinkwasser, Sanitäranlagen und dem Gesundheitssystem sowie Unterkunft.

Eine Änderung ist sichtbar: Am Anfang der Dekade stand weniger Geld zur Verfügung, der politische Wille jedoch war stärker.

Heute sind die finanziellen Ressourcen größer, der Wille jedoch ist abgeflaut.

Wie kam es dazu?

Ein Umstand ist paradoxerweise der Beitritt einiger osteuropäischer Länder zur Europäischen Union. Vor zehn Jahren sahen Tschechien, die Slowakei, Bulgarien und Rumänien die Dekade als Möglichkeit, an ihr die Erfüllung der Kriterien im Bereich Menschen- und Minderheitenrechte als Voraussetzung für den EU-Beitritt unter Beweis zu stellen. Als der Beitritt zugesichert wurde, verlor die Dekade für diese Länder schnell an Bedeutung.

Ein weiterer Grund ist die Finanzkrise, die Zorn und wirtschaftliche Angst in den europäischen Gesellschaften auslöste. Die Krise führte zu Unmut gegenüber den Regierungen und der EU, die „den Roma Millionen von Euro zusprach“. Opportunistische Politiker erkannten rasch das Potenzial, das in inhaltsleeren Parolen wie „Zigeunerkriminalität“, „Roma-Privileg“ oder „fehlender Integrationswille“ steckte, um sich schnelle und billige Stimmen zu sichern. Andere erkannten die Gefahr, Stimmen zu verlieren, sollten sie sich für die Roma in irgendeiner Form einsetzen.

Diese explosive Mischung führte zu einer zunehmenden Abneigung gegenüber Roma-Kindern in Schulen und Roma-Familien in Stadtteilen, wo sie in der Minderheit sind. Anti-Roma-Bekundungen, erzwungene Räumungen, Gewalt und Mord standen auf

Im Durchschnitt besuchen lediglich 10% der Roma eine weiterführende Schule, fast die Hälfte der Roma ist arbeitslos, und mehr als ein Drittel lebt in großer Armut.

der Tagesordnung – und dies vor allem in Ungarn und Bulgarien, wo die Dekade ihren Anfang genommen hatte. Die Wirtschaftskrise führte dazu, dass Antiziganismus zu einem effektiven Mittel in der nationalen Politik wurde.

In den westlichen Ländern der EU führte die Angst vor Roma-Immigration gepaart mit verhärteten Vorurteilen gegenüber dieser ethnischen Minderheit zur Abneigung gegenüber dem Thema Einwanderung sowie zu einer Anti-EU-Politik. Da Wahlzuwächse der extremen Rechten befürchtet wurden, sahen sich führende politische Parteien veranlasst, eine zweigleisige Strategie zu verfolgen, die eine harte Anti-Roma-Politik im Land, jedoch wohlwollende Maßnahmen auf internationaler Ebene vorsahen. Dies war zum Beispiel in Frankreich und Italien der Fall. In Italien wurden Roma Fingerabdrücke abgenommen, und sie wurden in an die Apartheid erinnernde Camps angesiedelt. In Frankreich wurden Roma-Siedlungen niedergewalzt.

Gleichzeitig unterstützen beide Länder jedoch Maßnahmen, die zu einer besseren Integration der Roma in osteuropäischen Ländern beitragen sollten, um sie so von einer Auswanderung in den Westen abzuhalten. Dies war einer der Hauptgründe, der hinter der Schaffung des EU-Rahmens für nationale Roma-Strategien stand. In dessen Rahmen wurden alle EU-Länder dazu aufgefordert, bis zum Ende des Jahres 2011 ihre Strategien zur Integration von Roma in ihren Ländern vorzulegen.

Diese Hypokrisie hatte niederschmetternde Folgen für die Roma in den Ländern im Osten der EU, wie zum Beispiel in Bulgarien. Obwohl die EU großzügige Mittel zur Verfügung stellte, wurden diese von Bulgarien nicht nur zur Vermeidung von Räumungen oder zur Bereitstellung alternativer Unterbringungsmöglichkeiten genutzt. Der EU-Rahmen wurde unterzeichnet, um den Schein eines Engagements in diesem Bereich zu wahren, wie es

schon bereits zuvor bei der Vereinbarung zur Dekade der Fall gewesen war. In Wirklichkeit waren die Bemühungen sehr gering. So wurden letzten Sommer Roma-Gegner von der Regierung besänftigt, indem Hunderte von Häusern der Roma zerstört wurden. Heute verfügen Bulgarien und weitere Länder über große finanzielle Mittel, um die Lebensumstände der Roma zu verbessern. Die politischen Machthaber machen von diesen, aus Angst vor einer Niederlage an der Wahlurne, jedoch keinen Gebrauch.

Die Dekade der Roma-Integration und des EU-Rahmens für nationale Roma-Strategien waren zwei der wichtigsten politischen Meilensteine für die Roma in den vergangenen zehn Jahren. Haben diese das Leben der Roma in der EU verbessert? Im Gegenteil – für viele hat sich ihr Leben verschlechtert.

So wurden letzten Sommer
Roma-Gegner von der
Regierung besänftigt, indem
Hunderte von Häusern der
Roma zerstört wurden.

Was die Dekade über Veränderungen in den Institutionen aussagt:

Dieses Fazit – der anscheinende internationale Fortschritt in Gegenüberstellung zu den katastrophalen Rückschritten auf nationaler Ebene – ist für eine kleine Elite bereits ausreichend. Zu viele Politiker, Beamte, Experten, internationale Organisationen, Spender und nationale NGOs beschränken ihre Tätigkeiten auf das Verfassen von Berichten, das Organisieren von Konferenzen und auf die meistens von der EU geförderten Projekte.

Diese Tätigkeiten mögen zu einigen geringfügigen Änderungen führen, auf nationaler Ebene jedoch verfehlen sie das Ziel einer Gleichstellung der Roma beim Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen.

Die Armen, Jungen, Frauen, MigrantInnen, Jüdinnen und Juden, MuslimInnen, Homo-, Bi- und Transsexuellen und Menschen mit speziellen Bedürfnissen werden ebenfalls ausgegrenzt und deren Stellung ausgenutzt.

ausforderungen, denen wir gegenüberstehen, sowie für die Möglichkeiten zur Veränderung zu schaffen. Sie sollten jedoch nicht als Schutzmantel für die Regierungen dienen, die darunter das fehlende Engagement auf nationaler Ebene verstecken möchten. Solche internationalen Maßnahmen und Budgets können nur etwas bewirken, wenn auf nationaler Ebene mehr als nur eine kleine elitäre Gruppe involviert wird. Nur wenn die Ausgegrenzten und Ausgenutzten für öffentliche Institutionen zur Priorität werden, können wir eine Änderung erleben in der Art und Weise, in der Schulen bilden, Krankenhäuser heilen, die Polizei schützt, die Wirtschaft arbeitet und die Wahlen eine freie Stimme zulassen. Nur dann werden wir unseren öffentlichen Institutionen vertrauen. ◀

(Quelle: www.opensocietyfoundations.org/voices/why-europe-s-roma-decade-didn-t-lead-inclusion?utm_source=europe&utm_medium=email&utm_content=cv6RgUxoq3vmraHmp94HK3P9i7mjIvtS9D09KHV5eTU&utm_campaign=europe_092415)

► Wir, die wir uns als die Gruppe sehen, die sich am meisten für die Integration von Roma einsetzt, müssen unsere Arbeitsweise ändern. Diese beginnt damit, der harten Realität in die Augen zu sehen und die wirklichen Hürden auf dem Weg zur Integration auszumachen.

Antiziganismus ist keine zufällige Erscheinung, sondern eine Form der Ausgrenzung, die in unseren nationalen Institutionen und Strukturen verankert ist. Sie betrifft öffentliche Ämter, Schulen, Krankenhäuser, den Arbeitsmarkt, das Sozialwesen, die Polizei und Wahlen. Einem Roma-Kind den Unterricht mit allen anderen Kindern zu verweigern, geht nicht nur auf die Rechnung einer einzigen rassistischen Lehrperson, sondern vielmehr auf die eines Systems in seiner Gesamtheit, das sich über die Zeit geformt und verhärtet hat, zurück.

Antiziganismus bringt, als eine Form der Ausnutzung, einigen Akteuren politische Macht – Anti-Roma-Kampagnen schaffen mehr Wahlstimmen – und einigen weiteren wirtschaftlichen Zuwachs. Die Unterbringung von Roma-Kindern in Schulen für Kinder mit speziellen Bedürfnissen verschafft diesen Schulen ein höheres Budget.

Im Übrigen ist Antiziganismus nicht als alleinstehendes Instrument zu verstehen. Die Armen, Jungen, Frauen, MigrantInnen, Jüdinnen und Juden, MuslimInnen, Homo-, Bi- und Transsexuellen und Menschen mit speziellen Bedürfnissen werden ebenfalls ausgegrenzt und deren Stellung ausgenutzt. Die Instrumente der Ausgrenzung, wie z.B. Chauvinismus, Islamophobie, Antisemitismus, Homophobie und dergleichen, sind jedoch andere.

Alleine sind diese Gruppen zu schwach, um etwas gegen komfortabel abgesicherte Eliten und institutionell verankerte Ausgrenzung ausrichten zu können. Es ist unumgänglich, starke Zusammenschlüsse zu bilden, um gemeinsam Änderungen in staatlichen Institutionen herbeizuführen.

Die Dekade, der EU-Rahmen und EU-Budgets haben durchaus ihre Berechtigung. Sie können helfen, Bewusstsein für die Her-

Susanne Scholl

Die Zukunft nicht vergessen

Susanne Scholl ist Journalistin, Schriftstellerin und Auslandskorrespondentin des ORF.

Ein guter Freund hat einmal den folgenden sehr treffenden Satz geprägt: Die Deutschen haben den Juden nicht verziehen, was die Deutschen den Juden angetan haben.

In den vergangenen Jahren bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es auch noch einen zweiten eben so treffenden Satz gibt: Die Welt, die Gesellschaft, haben den Roma und Sinti nicht verziehen, was die Welt, die Gesellschaft, den Roma und Sinti angetan haben.

Unsere Erinnerungskultur hat sich bis vor wenigen Jahren darauf beschränkt, das Unübersehbare am Grauen des Holocaust zu verurteilen. Und auf weite Strecken haben die Täter bestimmt, wer das Recht hatte, als „Opfer“ anerkannt zu werden. Das Wort „Opfer“ empfinde ich persönlich als eine Herabwürdigung der Menschen, die man verfolgt hat, weil sie waren, was sie waren. Weil sie sind, was sie sind. Denn obwohl wir als die „glücklich Nachgeborenen“ aufgewachsen sind, mit dem Gefühl, mit dem 8. Mai 1945 sei das Grauen ein für alle Mal zu Ende gewesen, muss ich mir jetzt als erwachsener Mensch doch eingestehen, dass die Verfolgung eben nicht geendet hat.



Antisemitismus und Antiziganismus haben überlebt in diesen unseren Gesellschaften Europas, das sich als Zentrum des Humanismus und der Menschenrechte versteht. Haben leider sehr gut überlebt und heben jeder Zeit die Köpfe, wann immer sich eine Gelegenheit dazu ergibt. Und das macht nicht nur die grauenhafte Vergangenheit allgegenwärtig, es gefährdet auch unser aller Zukunft. Entgegensetzen kann man dem nur die korrekte, reflektierte und auf das Hier und Heute bezogene Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Es kann keine Schlussstriche geben, und es darf nicht vergessen werden. Und wir müssen uns eingestehen, dass, das, was heute rund um uns geschieht, genau damit zu tun hat. Mit dem Unwissen und dem Nicht-wissen-Wollen, wie unsere Geschichte ausgesehen hat. Wer vergisst, was war, vergisst auch die Zukunft. ◀

Volkshochschule der Burgenländischen Roma

„Aktion Denkmal“ Ein Ort der Erinnerung in Oberwart

Volkshochschule der Burgenländischen Roma

Als am 5. April 1945 Oberwart von den sowjetischen SoldatInnen befreit wurde, erinnerte nichts mehr an die Roma und Romnija, die hier über Jahrhunderte gelebt hatten. Dieses Bild ähnelte sich vielerorts in den burgenländischen Gemeinden, die einstigen MitbürgerInnen waren von der Bildfläche verschwunden. Eine Entwicklung, die Jahre zuvor begann, eigentlich Jahrhunderte zuvor. Schon kurz nachdem die Romvölker im europäischen Raum angekommen waren, wurden sie Opfer von Diskriminierung, Ausgrenzung und Verfolgung. Dabei variierten die Stufen der Diskriminierung je nach Ort und Zeit. Ihren furchtbaren Höhepunkt erreichte die Verfolgung der Roma/Romnija und Sinti/Sintize jedoch im 20. Jahrhundert, im Massenmord der NS-Diktatur.

Jahrhunderte alte rassistische Klischees prägten das Bild der Mehrheitsbevölkerung von Romvölkern in Europa und mündeten in politischen rassistischen Maßnahmen gegen die Romvölker. Bereits in der Zwischenkriegszeit gab es konkrete Überlegungen, Roma und Romnija aus dem Burgenland zu vertreiben. Nach der Machtübernahme der NationalsozialistInnen, durch eine Kette von Entwicklungen ausgelöst, beschlossen maßgebliche NS-Politiker, die Angehörigen der europäischen Romvölker zu eliminieren. Hunderttausende Menschen wurden in dieser Zeit von den NazischergenInnen ermordet.

Nur wenige überlebten, meist stark traumatisiert. Im Burgenland waren es nur rund 10% der Romabevölkerung, manche Siedlungen waren zur Gänze ausgelöscht. Diejenigen, die das Schrecken überlebt hatten, machten sich meist zu Fuß auf den Weg von den Konzentrationslagern in ihre früheren Heimatgemeinden, doch fast überall erwartete sie das gleiche Bild. Ihre Siedlungen und ihre Häuser waren zerstört, nichts erinnerte mehr an den Ort, an dem sie einst gelebt hatten. Die Siedlungen waren auf Befehl der NS-Administration zerstört worden. In den meisten Fällen wurden sie davor noch von der Mehrheitsbevölkerung geplündert.

Die zurückgekehrten Roma und Romnija waren nun obdachlos und suchten nach neuen Bleiben. Vereinzelt entstanden neue, von Armut geprägte Siedlungen im Burgenland, wie schon vor dem Holocaust lagen sie meist abseits der Orte.

Der österreichische Opfermythos – ein einzigartiges Phänomen im Umgang mit der belasteten Vergangenheit – ermöglichte dem Staat ein Ignorieren des Unrechts, das den Roma/Romnija und Sinti/Sintize angetan wurde. Katastrophale Verhältnisse bei den Entschädigungszahlungen, sofern sie überhaupt vorgenommen wurden, sowie der nach wie vor vorhandene Antiziganismus und die damit verbundene anhaltende Diskriminierung und Ausgrenzung führten zur weiteren lang andauernden Segregation der Roma und Romnija in der 2. Republik. Dieses traurige Bild prägte die österreichische Nachkriegsgesellschaft und vor allem das Leben der Roma und Romnija des Burgenlandes. Mitte der 1980er-Jahre reichte es einigen jungen Menschen aus den Mehrheitsbevölkerungen, sie suchten den Kontakt zu den „verstoßenen“ Roma und Romnija. Ein erstes Projekt, das daraus

Fotos: © Archiv von der Volkshochschule der Burgenländischen Roma



resultierte, sollte ein temporäres Denkmal für die ermordeten Roma und Romnija in Oberwart werden, der Titel dafür war „Aktion Zigeunerdenkmal“ [zur damaligen Zeit gab es noch keine Diskussion über das Wort „Zigeuner“]. Der 20. Juni 1980, der Tag an dem das Denkmal aufgestellt werden sollte, rückte immer näher, und gemeinsam installierte die Gruppe das Denkmal. Eine Tafel, mit Stacheldraht umwickelt, darauf zu lesen in der Form eines Kreuzes „Tot, Tot, Verschleppt, Ermordet, Tot, Tot, Tot“. Das Aufstellen dieser temporären Einrichtung brachte zahlreiche Probleme mit sich und stieß fast ausschließlich auf Widerstand. Nachdem es trotzdem endlich geglückt war, folgte prompt eine vielsagende Reaktion. In der Nacht wurde das Denkmal mit Farbe übergossen, der Text verschwand hinter einer dicken weißen Schicht Farbe. Daraufhin erstatteten die InitiatorInnen Anzeige bei der Polizei. Die Ausforschung des/der Täter/Täterinnen blieb erfolglos, obwohl sie wirklich nicht allzu schwer gewesen sein sollte, hatten doch die TäterInnen im Wirtshaus mit ihren „Heldentaten“ geprahlt. Die Aktion war vorbei, doch der Wunsch nach einem Mahn- und Erinnerungsmal blieb. Nicht nur der Wunsch blieb, sondern auch die Bemühungen, und als man nun auch Bestrebung des Unabhängigen Antifaschistischen Personenkomitee und der politischen Opferverbände für ein Denkmal wahrnahm, konnte ein solches endlich errichtet werden. Im Jahr 1989 konnte ein Denkmal für die „Oberwarter Opfer des Nationalsozialismus“ eingeweiht werden, die Innschrift erinnerte an die Oberwarter „Zigeuner“ und „besonders“ an die politisch verfolgten Opfer. Der Text war dennoch für das damalige Burgenland revolutionär, da es ein Denkmal für „Zigeuner“ sonst nur in Lackenbach beim Anhaltelager gab. Heute ist er allerdings nicht mehr angemessen. Deshalb initiierte die Volkshochschule der Burgenländischen Roma im Jahr 2013 eine Überarbeitung,

In der Nacht wurde das Denkmal mit Farbe übergossen, der Text verschwand hinter einer dicken weißen Schicht Farbe.

nun erinnert die Tafel ohne jegliche Hierarchie an alle NS-Opfer Oberwarts. Das Wort „Zigeuner“ wurde gestrichen und durch „Roma und Romnija“ ersetzt. Vielleicht ein weiterer Schritt im Kampf gegen Antiziganismus und ein mutiges Zeichen, das hoffentlich auch bald in Lackenbach nachgeahmt wird.

Der Kampf für ein Denkmal in Oberwart dauerte lange, da rassistische Vorurteile tief in den Köpfen weiter Teile der Bevölkerung verankert sind. Dass es schlussendlich funktionierte, kann auf das unermüdliche Engagement einiger AktivistInnen zurückgeführt werden. Dennoch ist Oberwart nur eine Gemeinde von vielen, deren Romabevölkerung unermessliches Leid zugefügt wurde. Viele andere Gemeinden lehnen es bis heute ab, ein Denkmal oder wenigstens eine Gedenktafel zu errichten. Bis eines Tages in allen burgenländischen Gemeinden an die Opfer des NS-Terrors erinnert wird, ist es noch ein sehr langer Weg. ◀



Eine Fachtagung zum Phänomen Fluchthilfe soll zur „Image-Aufwertung sowie der damit einhergehenden Neubewertung der Dienstleistungen Schleppen und Schleusen“ beitragen.

Irene Messinger

Kunstprojekt Schleppertagung: Fluchthilfe als notwendige Dienstleistung?!

Konferenzbericht der
2. Internationalen Schlepper-
und Schleusertagung
ISS 2015 in München

Irene Messinger ist Politikwissenschaftlerin sowie Exil- und Migrationsforscherin und arbeitet aktuell zu Scheinehen in der NS-Zeit.

Schlepper werden gemeinhin als Kriminelle und in Banden agierend dargestellt, die für ihren Profit buchstäblich über Leichen gehen. Durch die ausschließliche Fokussierung auf diese Personengruppe geraten die vielschichtigen Facetten der Mobilitätshilfe aus dem Blickfeld. Es stellt sich die Frage, warum Schlepperei als kriminelles Delikt und nicht als nachgefragte Dienstleistung unter riskanten Bedingungen bewertet wird?

„Großes Schlepper-Treffen in Bayern!“

Eine Fachtagung zum Phänomen Fluchthilfe soll zur „Image-Aufwertung sowie der damit einhergehenden Neubewertung der Dienstleistungen Schleppen und Schleusen“ beitragen, wie die Kurzbeschreibung auf der Website im eleganten Design wissen

lässt (siehe: www.iss2015.eu). „Die ISS 2015 präsentiert sich erneut als „die“ relevante Fachtagung der weltweit agierenden Fluchthilfe-Unternehmen“ und war als Teil des „Open Border“-Kongresses Mitte Oktober 2015 an den Kammerspielen in München eingebunden.

Die Strategie der Provokation ging bereits im Vorfeld auf: Der bayerische Innenminister Joachim Herrmann empörte sich über die „fehlgeleitete Politpropaganda“, die Tagung schaffte es in die Schlagzeilen großer Zeitungen in Deutschland, und sogar in Österreich titelte die Gratiszeitung Heute: „Großes Schlepper-Treffen in Bayern!“ [Heute, 30.09.2015]. Der Begriff des Schleppers in der männlichen Form wird in diesem Artikel verwendet, um auf politisch konstruierte und medial rezipierte

Wer das arabische Wort für „Schlepper“ auf Facebook eintippt, erhält zahlreiche Angebote und Routen in unterschiedlichen Preisklassen.



Fotos: © Andrea Huber

Thematisiert wurde die Gefahr der Romantisierung der Fluchthilfe in der NS-Zeit, denn auch in den 1930er-Jahren gab es Ausbeutung und Erpressung.

vergeschlechtlichte Bilder aufmerksam zu machen. Dieser Aspekt fand bei der Tagung [zu] wenig Raum. Die vier Panels zu den Themenbereichen Geschichte, Praxis, Kriminalisierung und Kunst waren mit Vortragenden aus Wissenschaft, Journalismus und Aktivismus besetzt. Sie gingen der Frage nach, was der historische und begriffliche Perspektivenwandel bedeutet, wie aktuell gelebte Fluchthilfe-Praxis aussehen kann, sie thematisierten die juristischen Interpretationen und die damit einhergehende Kriminalisierung und gaben einen Einblick in aktuelle Kunstprojekte und Kampagnen. Nicht zuletzt wurde der Lisa Fittko-Preis für Fluchthilfe in verschiedenen Kategorien vergeben.

Was können wir aus der Vergangenheit lernen?

Lisa Fittko, die im Zweiten Weltkrieg gemeinsam mit ihrem Mann Hans als Fluchthelferin über die Pyrenäen zwischen dem NS-besetzten Frankreich und Spanien aktiv war, wurde von der Historikerin Dr. Anne Klein vorgestellt. Dr. Keller forscht als Historiker zum Schweizer Polizeikommandanten Paul Grüniger, der in den Jahren 1938 und 1939 Hunderte Menschen aus Deutschland in die Schweiz einreisen ließ. Grüniger wurde damals fristlos entlassen, wegen Verletzung seiner Amtspflicht und Urkundenfälschung verurteilt und ist erst 1993 posthum rehabilitiert worden. Keller vermutet, dass sich Grünigers Rehabilitation auch deshalb so lange gezogen hat, weil man befürchtet habe, PolizistInnen könnten sich ein Vorbild an ihm nehmen und Abschiebungen verweigern. „Die Angst der Regierung war, dass man aus der Geschichte lernt.“ Thematisiert wurde die Gefahr der Romantisierung der Fluchthilfe in der NS-Zeit, denn auch in den 1930er-Jahren gab es Ausbeutung und Erpressung. Dennoch wäre der Weg ins Exil ohne Fluchthilfe schwieriger oder gar nicht bewältigbar gewesen.

In der deutschen Geschichte waren Schleuser nicht nur in der NS-Zeit, sondern auch zur Flucht aus der DDR relevant. Stefan Buchen, Journalist, berichtete über den Fall eines Schleppers, der seinen Lohn einklagte und vor dem Bundesgericht Recht

bekam, da es sei nicht anstößig sei, eine Hilfeleistung von einer Bezahlung abhängig zu machen. Diese bis 1977 geltende Entscheidung steht in einem deutlichen Missverhältnis zur Rechtspraxis von heute und verdeutlicht die Veränderung der gesellschaftlichen Bewertung.

Praxen der Fluchthilfe

Der zweite Tag begann mit einem Panel zu aktuellen Entwicklungen der Branche. Der Journalist Giampaolo Musumeci, der im Schleuser-Milieu rund ums Mittelmeer recherchiert und viele inhaftierte Schlepper getroffen hat, betonte, dass sie Geschäftsleute seien, die ähnlich wie ein Reisebüro Netzwerke verschiedener Menschen aufbauen, welche die Logistik für den Transport an bestimmte Orte und die Versorgung übernehmen. Er warnte vor der Situation in Libyen, wo vier Netzwerke den Markt dominieren, ihre Absprachen führen zu überhöhten Preisen, Ausbeutung und Gewalt.

Die Migrationsforscherin Zeynep Kaşlı beschäftigt sich mit Entwicklungen an der türkisch-griechischen Landesgrenze. Lange Zeit nutzten lokale LandarbeiterInnen ihr Wissen über die Gegend und die Beziehungen zu Soldaten, um Menschen bei der Grenzüberschreitung zu unterstützen. Ab 2012 kam es im Rahmen von „Cooperations against migrants“ zur Zusammenarbeit von GrenzbeamtInnen beider Staaten, unterstützt durch Frontex. Dadurch wurden die lokalen Netzwerke der Fluchthilfe verdrängt und professionellere, international agierende und teurere Netzwerke auf den Plan gerufen.

Die unkomplizierte Suche zu Mobilitätsfragen in sozialen Medien zeigte der Journalist Sammy Khamis. Wer das arabische Wort für „Schlepper“ auf Facebook eintippt, erhält zahlreiche Angebote und Routen in unterschiedlichen Preisklassen, abhängig von Komfort und Geschwindigkeit. Die Antworten auf Anfragen erfolgen innerhalb weniger Minuten. Diese Flexibilität ist notwendig, da die Routen an das Wetter oder die Politik angepasst werden müssen. SchlepperInnen sind von guter Reputation und zufriedenen KundInnen abhängig. Wegen der zunehmenden

Einhellig wurde festgestellt, dass die Grenzsicherung nicht dazu führte, dass weniger Menschen einwandern. Sie führte vor allem dazu, dass die Einreise für Flüchtlinge teurer und gefährlicher wurde.

► Konkurrenz werben sie mit kurzen Werbevideos und Selfies. Wenn sie ihre Aufgabe erneut gut erledigt haben und über Whatsapp die Ankunft bestätigt ist, wird der Lohn über neutrale Mittelspersonen übergeben.

Zwei AktivistInnen des Kollektivs „Erzsébet Szabó“ stellten ihr Projekt „Refugeekonvoy. Schienenersatzverkehr für Flüchtlinge“ vor, mit welchem am 6.9.2015 in ca. 170 Autos 380 Menschen von Ungarn nach Wien gebracht wurden. Betont wurde, dass die Flüchtenden selbst diese Idee angeleitet haben.

Staatliche Versuche zur Unterbindung von Fluchthilfe

Zwischen SchlepperInnen wurde innerhalb der Panels nicht entlang der Frage der Bezahlung unterschieden, sondern darin, ob sie ihren Job gut und verlässlich machen. Jene, die nicht auf das Leben und die Gesundheit jener achten, von denen sie für ihre Aufgabe bezahlt werden, müssen geahndet werden, aber diese Begleitstraftaten betreffen nicht primär das Schleusen. Der Rechtsanwalt Axel Nagler stellte die Frage, ob es angemessen ist, Schlepperei überhaupt als Straftat zu qualifizieren, da es für ausbeuterische Schlepperei, Misshandlung, Erpressung usw. eigene strafrechtliche Bestimmungen gibt, daher sei eine Bestrafung als Fluchthilfe nicht erforderlich.

Stefan Schmidt, Kapitän der Cap Anamur, erzählte über seine Anklage und Inhaftierung als Schlepper in Italien im Jahr 2004. Das Schiff Cap Anamur rettete 37 Menschen aus Seenot, drei Personen wurden wegen Beihilfe zur illegalen Einreise einige Tage inhaftiert, erst 2009 erfolgten die Freisprüche.

Die Künstlerin und Aktivistin Katarzyna Winiecka, bekannt durch die Kampagne „Fluchthilfe & Du“, berichtete vom politisch motivierten Prozess gegen Refugee-AktivistInnen der Wiener Refugee-Protestbewegung. Obwohl die österreichische Innenministerin Johanna Mikl-Leitner von Millionengewinnen einer skrupellosen Bande sprach, blieb von den über 74 Anklagepunkten vor Gericht so gut wie keiner mehr übrig. Trotz fehlerhafter Ermittlungsarbeiten, inkorrekt übersetzter polizeilicher Telefonüberwachungsprotokolle und nicht nachvollziehbarer Personenzuordnungen wurden die acht Angeklagten monatelang in U-Haft eingesperrt und schließlich sieben von ihnen (nicht rechtskräftig) schuldig gesprochen. Winiecka betonte, dass sich das Bild der Angeklagten als auch der gegenwärtige „Schlepper“-Diskurs verändern ließe, wenn die Stimmen der „Geschleppten“, nicht als Opfer, sondern als sich von Grenzregimen

in ihrer Mobilität nicht aufhaltenden Flüchtenden gehört und wahrgenommen würden. Sie zeigte eine Videobotschaft von Singh S., der seit 2013 als einer der acht Fluchthelfer in Wiener Neustadt kriminalisiert wird. Er beschrieb seine eigene Fluchtgeschichte und wie er später seine Landleute unterstützt hat. Er betonte, dass es kein Verbrechen sei, sich gegenseitig zu helfen und forderte Bewegungsfreiheit für alle.

Einhellig wurde festgestellt, dass die Grenzsicherung nicht dazu führte, dass weniger Menschen einwandern. Sie führte vor allem dazu, dass die Einreise für Flüchtlinge teurer und gefährlicher wurde. Strenger kontrollierte Grenzen beleben daher das Feld der Schlepperei. Dies führt zu folgendem Paradox: Je mehr Europa sich zu schützen versucht, desto mehr profitiert das Schlepper-Business. Dass die Schlepperbekämpfung lediglich eine Scheinlösung darstellt, setzt sich langsam auch bei PolitikerInnen durch. Im Rahmen des „Open Borders“-Kongresses referierte François Gemenne über seine zehn Thesen, welche die Notwendigkeit der Öffnung der Grenzen argumentieren, die zukünftige Politikgestaltung inspirieren könnten.

In feierlichem Rahmen wurde Samstagabend erstmals die undotierte „Goldene Lisa“ in drei Kategorien verliehen. Die PreisträgerInnen sind Maria Eitz für ihr Lebenswerk, die schwedische Kampagne „Refugee“ Air in der Kategorie „Fluchthilfe innovativ“ und das Wiener Kollektiv „Erzsébet Szabó“ für ihren Konvoi Budapest-Wien in der Kategorie „Fluchthilfe konkret“. Die ehemalige Fluchthelferin Maria Eitz, aufgewachsen in Deutschland, als Hausmädchen dem NS-Regime entflohen, lebt heute in den USA. Sie hat bereits seit den späten 1950-Jahren Kindern zur Flucht verholfen und war in zahlreichen asiatischen und afrika-

nischen Ländern aktiv, um vor allem Kinder über Grenzen zu bringen. Sie war bei der Preisverleihung sichtlich gerührt und stellte Bezüge zur aktuellen Situation her: „Ich kenne Deutschland als Land, das Flüchtlinge macht, und dass es nun eines ist, das Flüchtlinge aufnimmt, das macht mich froh, so froh.“ Abgerundet wurde die festliche Gala mit einem Auftritt der Jazzsängerin Jelena Kuljic und dem Pianisten Konstantin Kostov, die gemeinsam ein sehr passendes Lied vortrugen: „With a little help from my friends.“

Das Rettungsschiff konnte seit Einsatzbeginn im Juni mehr als 2000 Menschen aus Seenot retten.

Kunst und Connections

Um Bekanntschaften und Interessengemeinschaften entstehen zu lassen oder bestehende zu pflegen, war der Vormittag des letzten Tages beim ISS-Brunch dem Austausch gewidmet. Die möglichen Kunst- und Kampagnenformate fanden nachmittags Raum.

Ricardo Dominguez, Co-Gründer des „Electronic Disturbance Theater“, steht für Cyber Activism. Seine aktuellste Arbeit ist die Smartphone-App „Transborder Immigrant Tool“, die für die Grenze Mexico – USA verschiedene praktische Tools zur Verfügung stellt, aber auch ein Poesie-Feature.



AktivistInnen des „Watch the Med Alarm Phone“ stellten das im Oktober 2014 gestartete Projekt vor: eine Telefonnummer, die Menschen in Seenot anrufen können. Rund 100 AktivistInnen in Europa und Nordafrika kommunizieren mit den AnruferInnen und mit den Küstenwachen, um ihre Rettung auf See sicher zu stellen, all diese Fälle werden genau dokumentiert.

Die Künstlerin Tanja Ostojic befasst sich in ihren Arbeiten mit frauenspezifischer Migration. So startete sie 2000 die Internetkampagne „Looking for a husband with EU-passport“. Sie heiratet einen Kölner Künstler, von dem sie sich 2005 erneut als Kunstaktion wieder scheiden ließ. In ihren jüngsten Arbeiten befasst sie sich mit Abschiebungen. Tanja Ostojic zeigte ihre Video-Performance „Naked Life“, in der sie sich mit der Situation von Roma und Sinti auseinandersetzt.

Der Verein Sea-Watch, der ein Schiff zur Ersthilfe in Seenot geratener Flüchtlingsboote auf das zentrale Mittelmeer entsandt hat, wurde von Ruben Neugebauer vorgestellt. Das Rettungsschiff konnte seit Einsatzbeginn im Juni mehr als 2000 Menschen aus Seenot retten und macht auch medial auf die Situation im Mittelmeer aufmerksam.

Den Abschluss bildete die Kampagne „fluchthelfer.in“, die von der Filmemacherin Lou Huber-Eustachi präsentiert wurde. Sie versteht die Kampagne nicht als Kunst-Aktion, sondern als politischen Aufruf zum Schleppen, daher finden sich auch viele Tipps und Tricks auf www.fluchthelfer.in. Den Abschluss des Videos bildet ein Zitat von Lisa Fittko: „Wir müssen versuchen, uns gegenseitig zu retten. [...] Und was dann? Was dann kommt, wird sicher nicht immer glattgehen. Es wird in den Händen künftiger Generationen liegen.“ Es ist noch offen, wie diese das Phänomen Fluchthilfe und die Ignoranz gegen das tägliche Sterben im Mittelmeer, an Grenzzäunen und in Lastwägen retrospektiv bewerten werden. ◀

Gert Kerschbaumer

Frauen als nicht anerkannte Terroropfer

Gert Kerschbaumer ist Historiker und lebt in Salzburg. Er engagiert sich maßgeblich am Projekt Stolpersteine in der Stadt Salzburg

Der Nationalsozialismus, bemerkte der Auschwitz-Überlebende Primo Levi im Jahr 1990, habe seine Verbrechen in strikter Geheimhaltung verübt und dabei getrachtet, die Erinnerung an die Opfer auszulöschen.

Augenfällig ist, dass beispielsweise in Salzburg die Shoah-Opfer viel später als die Opfer des Widerstandes öffentlich wahrgenommen werden. Das liegt zum einen am Fortwirken des Antisemitismus und zum anderen an der gesetzlichen Ungleichbehandlung sowie an der Unzuständigkeit eines Bundeslandes. Für Überlebende oder Hinterbliebene, die als österreichische Staatsbürger/innen Anspruch auf Opferfürsorge, aber ihren dauernden Aufenthalt im Ausland hatten, waren österreichische Vertretungsbehörden und das Amt der Wiener Stadt- und Landesregierung zuständig. Daher befinden sich Opferfürsorgeakten von Shoah-Überlebenden, sofern sie mit aufrechter österreichischer Staatsbürgerschaft in ihren Exilländern Anträge gestellt hatten, entweder im Magistrat oder in Archiven der Bundeshauptstadt – ein Faktum, das der Shoah-Forschung in den Bundesländern lange unbekannt geblieben ist.

Jüdische Opfer stehen allerdings seit rund einem Jahrzehnt in elektronischen Shoah-Datenbanken. Zudem sind derzeit über 90 Biografien von Shoah-Opfern aus Salzburg in deutscher und englischer Sprache weltweit abrufbar: online Projekt www.stolpersteine-salzburg.at/. Über 500 Mal täglich werden Opfer aller Gruppen aus ihrer Anonymität geholt, die ihnen die Täter zugeordnet haben. Erst das Internet ermöglicht ein Ende des Verschweigens.



Dabei kann leicht übersehen werden, dass einige Opfergruppen erst nach und nach aus dem Schatten der Erinnerung treten oder dort noch heute verharren. So sind beispielsweise in der Datenbank „ÖsterreicherInnen im KZ Ravensbrück“ – online seit Mai 2013 – ganze Gruppen anonymisiert, und zwar wegen anhaltender Diskriminierung und zum Schutz ihrer Nachkommen. Dem NS-Regime gelang es augenscheinlich, einige Opfergruppen nachhaltig zu stigmatisieren, speziell Roma und Sinti als „Asoziale“ in der Rassenhierarchie auf der untersten Stufe stehend, und überdies Frauen aus der Mehrheitsbevölkerung, die das NS-Regime wegen intimen Verkehrs mit Ausländern, Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern nach Ravensbrück verschleppt hatte oder mit Zuchthaus wegen „verbotenen Umgangs“ bestraft hatte – zumeist Frauen als Opfer sexueller Denunziation in der Nachbarschaft oder Familie, Frauen, die im Gegensatz zu jenen des Widerstandes in der Nazipresse mit vollem Namen genannt, öffentlich gedemütigt, geschmäht wurden, doch bislang nicht im Sinne des österreichischen Opferfürsorgegesetzes als politische Opfer anerkannt sind, sondern verschwiegen werden – Opfer der lokalen Gewalt und Geschlechterhierarchie.

„Verräterinnen am Deutschtum / Die Volksgenossin [...], wohnhaft in [...], hat mit einem Polen ein geschlechtliches Verhältnis angebahnt. Sie hat sich dadurch an der Reinheit des deutschen Blutes und Volkes vergangen. Die Volksgemeinschaft hat sie dadurch bestraft, dass ihr die Haare abgeschnitten wurden und dass sie öffentlich an den Pranger gestellt wurde.“ (NSDAP-Mitteilungsblatt, Jänner 1940)

Die „Volksgenossin“ war ein 28-jähriges Stubenmädchen aus einer Salzburger Landgemeinde, in der sich alle kennen und duzen. Frau Dorothea K. wurde von der Gestapo verhaftet, am 23.03.1940 im Sammeltransport nach Ravensbrück und von dort nach Auschwitz deportiert. Kaum zu glauben, aber dennoch wahr, Frau K. überlebte die Terrorjahre, kehrte in ihren Heimatort zurück, traumatisiert ist anzunehmen. Das Schicksal ihres polnischen Partners bleibt wegen seiner ungeklärten Identität im Dunkeln [einige bekannte Polen sind von der Gestapo erhängt worden]. Gewiss ist nur, dass der Antrag der Frau K. auf Opfer-

Fotos: © Personenkomitee Stolpersteine Salzburg

Einige Opfergruppen treten erst nach und nach aus dem Schatten der Erinnerung.

fürsorge vom Amt der Salzburger Landesregierung mangels eines Nachweises von politischen Gründen der Verfolgung abgewiesen wurde. Die Antragstellerin sei außerdem wegen keines politischen Deliktes strafrechtlich verfolgt oder verurteilt worden. Es zeigt sich aber, dass auch Überlebende, die nach § 4 der „Verordnung zur Ergänzung der Strafvorschriften zum Schutze der Wehrkraft des Deutschen Volkes“ (Wehrkraftschutzverordnung) vom 25.11.1939 durch Sondergerichte zu Zuchthausstrafen im Ausmaß von neun Monaten bis zu fünf Jahren verurteilt worden waren, bis heute nicht im Sinne des Opferfürsorgegesetzes 1947 mit seinen zahlreichen Novellen als politische Opfer anerkannt werden und das selbst dann, wenn Betroffene beim Landesgericht gemäß § 4 (Einzelfallprüfung) des Aufhebungs- und Einstellungsgesetzes vom 03.07.1945 einen Antrag auf Aufhebung von Urteilen eines Sondergerichts gestellt und damit auch Erfolg hatten.

Zum Beispiel Frau Anna S., ledig, Arbeiterin aus Salzburg, die am 29.01.1943 vom Sondergericht wegen „verbotenen Umgangs“ mit einem jugoslawischen Kriegsgefangenen zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt und nach der Befreiung zu ihrem Kind aus ihrer Kriegsbeziehung zurückgekehrt war, galt mit Beschluss des Landesgerichtes Salzburg vom 17.01.1948 als nicht verurteilt. Sie stellte jedoch nicht sofort wie andere Betroffene einen Antrag auf Opferfürsorge. Im Jahr 1968 unternahm die mittlerweile 60-jährige Arbeiterin aber den Versuch, ihre Haftzeiten unter dem NS-Regime den Versicherungszeiten anrechnen zu lassen, wobei sie darauf aufmerksam gemacht wurde, dass sie als Geschädigte aus politischen Gründen eine Opferfürsorgete beziehen könne. Ihr Antrag vom 25.11.1968 um Opferfürsorge wurde aber schon im Dezember 1968 vom Amt der Salzburger Landesregierung mit der Begründung abgewiesen, eine Verurteilung wegen verbotenen Umgangs mit einem Kriegsgefangenen stelle kein Eintreten für die Wiederherstellung eines freien, demokratischen Österreichs dar.

Frau Maria B., ledig, ebenfalls Arbeiterin aus Salzburg, die am 23.06.1943 wegen „verbotenen Umgangs“ mit einem französischen Kriegsgefangenen zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden war und keinen Antrag auf Aufhebung des Urteils gestellt hatte, beantragte erstmals 1948 Opferfürsorge, wurde aber mit der Begründung abgewiesen, dass ihre Verurteilung nicht als Verfolgung aus politischen, rassischen oder religiösen Gründen angesehen werden könne. Die Betroffene stellte 1958 einen weiteren Antrag, wiederum erfolglos, und machte 1961 beim Bundesministerium für soziale Verwaltung eine Berufung, der „keine Folge gegeben“ wurde. Nach ihrer Anfrage im Jänner 1966 wird

ihr von Seiten des Amtes der Salzburger Landesregierung mitgeteilt, dass auch nach der 17. Novelle des Opferfürsorgegesetzes keine Möglichkeit bestehe, sie als Opfer der politischen Verfolgung anzuerkennen. Frau B., Mutter von drei Kindern, starb 59-jährig im Jahr 1973 in Salzburg.

Frau Anna M., geschieden, Schneiderin aus Salzburg, die am 14.01.1942 wegen „verbotenen Umgangs“ mit einem französischen Kriegsgefangenen zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt worden war und keinen Antrag auf Aufhebung des Urteils gestellt hatte, vermochte trotz der Aussagen zweier Zeugen nicht zu ihrem Recht zu kommen. Ihr Rechtsanwalt gab zu Protokoll, dass seine Klientin nur seinen Rat befolgt habe, dem Sondergericht zu verschweigen, sie habe dem französischen Kriegsgefangenen zur Flucht verholfen, um eine niedrige Strafe zu bekommen. Ein ehemaliger Unteroffizier, der Kriegsgefangene zu bewachen hatte, bestätigte sowohl die Fluchthilfe als auch die Identität des Franzosen: Firmian Briaval, der im Jänner 1942 auf der Flucht erschossen worden sei.

Der Antrag der Frau M. wurde dennoch im März 1949 abgewiesen, und zwar mit der Begründung, dass durch die Anklageschrift keine Fluchthilfe nachgewiesen sei und daher die Verurteilung kein Einsatz für ein freies und demokratisches Österreich darstelle. Ihr Einspruch wurde ebenfalls abgewiesen. Ein weiterer Antrag wurde 1952 abgewiesen, der Berufung beim Sozialministerium „keine Folge gegeben“. Ein neuerlicher Antrag der Frau M. wurde 1958 abgewiesen, ihre Berufung beim Sozialministerium im Jahr darauf „wegen entschiedener Sache zurückgewiesen“. Daraufhin erhob Frau M. sogar beim Verwaltungsgerichtshof Beschwerde: Diese wurde am 11.06.1959 abgewiesen, weil sich diese als „unbegründet“ erwiesen habe. Der weitere Verlauf ist unbekannt, weil „amtlich abgemeldet“. Anzunehmen ist, dass die damals 51-jährige Frau M. mit ihren beiden Kindern Salzburg fluchtartig verlassen hatte.

Es sind Fallbeispiele mit dürren Biografien nicht anerkannter Opfer aus Salzburg, jedoch ganz Österreich betreffend, wie jüngst das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes bestätigt. Schließlich ist bemerkenswert, dass etliche Ukrainerinnen als „Hausmädchen“ in nationalsozialistischen Haushalten zu Tode kamen, zumeist durch „Selbstmord“ laut amtlicher Bescheinigung. Mangels Dokumenten des Terrorregimes sind hingegen Verurteilungen von Herren der Rassen- und Geschlechterhierarchie etwa wegen Vergewaltigung nicht überliefert. ◀



III. DIE VORSTELLUNGS- KRAFT ALS PRÄGENDE INSTANZ BEIM LESEN VON FOTOGRAFIE

...unge Frauen, Gyula, Ungarn 1957.

damit die Verbesserung der Lebensumstände verkünde-
Foto entstand zusammen mit einem anderen Bild
Tamás Révész. Es zeigt einen Mann im
fenster schaut. Beide Bilder
Reportage unter
nge-



Einen wichtigen Faktor dürfen wir im Zusammenhang mit Foto-
grafien nicht vergessen, nämlich die Vorstellungskraft. „Die
Vorstellung ist eine Form des Bewusstseins, die ein mentales
Bild produziert“, sagt der Philosoph und Literat Jean-Paul
Sartre. Sie prägt die Art und Weise, wie wir uns zu den
Menschen und Gegenständen in unserer Welt beziehen. Die von
Erziehung und Kultur geprägte Vorstellung von Menschen und
Gegenständen tragen wir als mentale Bilder in uns. Dies ist
Fall, wenn ich etwas sehe, und mich an Leute und Sachen
erinnere, die vorher in meinem Kopf gespeichert waren.
Wir Fotografien betrachten, bilden wir mithilfe von
„ein mentales Bild einer abwesenden Person“
basierend auf bereits vorhandenem Wissen
kann insofern die Gefahr der Projektion
fördern“, erklärt Dr.
ination

Elisabeth Bernroither

Arts causing troubles

Ein Bericht aus der zeitgenössischen Kunstszene Hanois

Elisabeth Bernroither ist Kulturarbeiterin und freie Kunst- und Kulturwissenschaftlerin. Kuratorisch und mitunter künstlerisch tätig. Sie hält sich seit Anfang Oktober 2015 im Rahmen eines Auslandsstipendiums für Kulturmanagement (Bundeskanzleramt) in Hanoi auf.

Nirgends in der Sozialistischen Republik Vietnam werden die Spannungen zwischen traditionellen sowohl konfuzianisch als auch kommunistisch geprägten Wertvorstellungen und den Einflüssen des westlichen Kapitalismus wohl deutlicher sichtbar als in der Kunstszene der Hauptstadt Hanoi. Jahrhunderte Kolonialgeschichte, der Vietnamkrieg (in Vietnam der „Amerikanische Krieg“ genannt) und die wirtschaftliche Öffnung und Liberalisierung „Đổi mới“ vor gut 30 Jahren haben ihre Spuren hinterlassen.

Kunst und Zensur heute

Während bildende Künstler_innen einst Skizzen ihrer geplanten Gemälde einreichen mussten, um Farbe für selbige zu erhalten, hat die Kontrollpolitik des Einparteiensstaates heute andere Formen angenommen, ist jedoch nicht weniger rigide. Für jede Form öffentlicher Darbietung muss Freigabe durch die staatlichen Zensurabteilungen des Ministeriums für Kultur, Sport und Tourismus eingeholt werden. Dies umfasst sämtliche künstlerischen Ausdrucksformen wie Ausstellungen, Performances, Konzerte, Film- und Fernsehvorführungen, Installationen, Bücher, CDs. Alles, was „traditionelle Werte verletzt“ oder die „demokratischen Freiheiten missbraucht, um den Interessen des Staats zu schaden“ (gemäß Art. 258), wird abgelehnt. Was dies jedoch konkret beinhaltet, bleibt offen und kann in der Praxis alles sein, was die kommunistische Einheitspartei kritisiert. Es gibt keine offizielle Liste verbotener Themen – wird eine künstlerische Arbeit jedoch abgelehnt, darf sie nicht gezeigt werden. Zumeist handelt es sich um jene Arbeiten, die explizite Kritik an der poli-

tischen Situation oder Darstellungen von Nacktheit, Sexualität oder Gewalt beinhalten. Da Inhalte und Subtexte in performativen oder bildenden Kunstwerken für Zensor_innen oftmals nicht leicht dechiffrierbar sind, müssen Künstler_innen Beschreibungen ihrer Werke vorlegen und ihre Arbeiten schriftlich erklären. Was für einzelne Kunstwerke gilt, gilt auch für Kunstinstitutionen insgesamt. So mischen sich bei Veranstaltungen häufig Mitarbeiter_innen der Zensurbehörde unter das Publikum. Werden Grenzen überschritten, ist mit Maßnahmen zu rechnen. 2010 wurde zum Beispiel der künstlerische Hotspot Nhà Sàn Studio aufgrund des Auftritts einer nackten Performerin geschlossen. Da es bei Eingriffen durch die Behörden keine offiziellen Erklärungen gibt, bleiben die tatsächlichen Beweggründe in vielen Fällen im Unklaren. Die Hintergründe der Schließung der Kunstfabrik Zone 9 im Jahr 2013 sind bis heute ungeklärt.

Sehr subtilen Formen der Gesellschaftskritik wird in manchen Fällen stattgegeben. Die offensichtliche Anwendung ungleicher Maßstäbe legt den Verdacht nahe, dass diesbezügliche Entscheidungen häufig auf den moralischen oder politischen Überlegungen von Einzelpersonen basieren.

Zensur ist fixer Bestandteil des Gewebes, aus dem Hanoi zeitgenössische Kunstszene gemacht ist. Sie ist in den Köpfen der Kunstproduzent_innen unablässig vorhanden, wird mitgedacht und zeigt ihre unsichtbare Kraft in multiplen Formen von Selbstzensur. Kulturschaffende können entweder nicht-kontroversielle, kommerzielle Arbeiten produzieren oder aber für ein kleines, ausgewähltes Publikum arbeiten und das Risiko auf sich nehmen, ►

Für jede Form öffentlicher Darbietung muss Freigabe durch die staatlichen Zensurabteilungen des Ministeriums für Kultur, Sport und Tourismus eingeholt werden.

Mit seinen bürokratischen Hürden bremst das Kulturministerium die Entwicklung der Kunstszene Hanois.

Probleme für sich und ihre Familie zu bereiten. Experimentelle und kritische Arbeiten bewegen sich somit am Rande des Spektrums. Nicht nur die Künstler_innen selbst überlegen sich zweimal, ob sie es wagen, Konzepte umzusetzen, auch institutionalisierte Aufführungs- und Ausstellungsorte bzw. Herausgeber_innen zensurieren ihre Künstler_innen, um selbst nicht mit den Zensurbehörden in Konflikt zu geraten.

Mit seinen bürokratischen Hürden bremst das Kulturministerium die Entwicklung der Kunstszene Hanois enorm. Dass jede einzelne Veranstaltung erst genehmigt werden muss und interdisziplinäre Arbeiten wie Videoinstallationen bei mehreren, unterschiedlichen Stellen eingereicht werden müssen, frustriert internationale Kooperationspartner_innen und Kontakte. Hand in Hand mit der Zensur hat auch die Korruption ihren festen Platz in Hanois Alltag.

An der Kunstakademie, die in den 1920ern von den französischen Kolonialmächten ins Leben gerufen wurde, hat man bis Anfang der 1990er ausschließlich die Darstellung klassischer Motive und traditioneller Techniken wie zum Beispiel Lack- oder Seidenmalerei unterrichtet. Auch heute noch liegt der Schwerpunkt des Unterrichts auf traditionellen Materialien, diese werden aber nicht mehr ausschließlich gemäß ihrer ursprünglichen Rollen verwendet, sondern haben innerhalb der letzten 20 Jahre eine Neubewertung erfahren. So begann in den 1990er-Jahren eine vorsichtige Auseinandersetzung mit internationaler und westlicher Kunst, und es gelangten zunehmend Informationen und schließlich auch Dozent_innen aus dem Ausland nach Vietnam. Unter anderem wurde die staatliche Vormacht im Bereich der Filmproduktion gelockert, und private, internationale Produktionsfirmen können mittlerweile Filme innerhalb Vietnams produzieren.

Aufgrund der Restriktionen durch die Zensur gehen dennoch viele Kunstschaffende ins Ausland, um sich dort fortzubilden oder verlagern ihren Arbeitsmittelpunkt zur Gänze in andere Länder. Wer sich entscheidet, im Land zu arbeiten, muss sich zumeist in Do-it-yourself-Manier selbst organisieren und ist oft Künstler_in, Kurator_in, Kulturmanager_in und Marketingbeauftragte_r in einer Person, da es kaum lokale Expert_innen gibt. Hanois Kunstszene ist klein, aufgrund fehlender Infrastruktur jedoch nur bedingt organisiert. So gibt es zum Beispiel kein Museum für moderne Kunst und wegen mangelnder Kunstförderung auch kaum alternative Kunsträume. Kunstförderungen gibt es ausschließlich für staatlichen Zwecken dienende Werke,

diese werden von den Behörden nach wie vor für Propagandazwecke benutzt. Künstler_innen müssen für die Verbreitung ihrer Arbeiten daher auf kommerzielle Galerien ausweichen, derer es in Hanoi unzählige gibt. Als einzige Kunsträume in Hanoi dienen Galerien oft als Ausstellungsraum, Performancespace, Künstler_innentreffpunkt, Kaffeehaus und Shop in einem. Viele dieser Galerien unterstützen in Hinblick auf kommerzielle Verwertbarkeit jedoch traditionelles Kunsthandwerk, was Künstler_innen aufgrund der finanziellen Verantwortung für die eigene Familie in das Kunsthandwerk zwingt.

Während Facebook jahrelang gesperrt und nur auf technischen Umwegen zugänglich war, kommt dieses Medium heute am häufigsten für die Ankündigung von Veranstaltungen zum Einsatz. Vermutlich aufgrund der nicht zu bewältigenden Flut von Daten, wird Facebook nur bedingt zensuriert. Diese scheinbare Freiheit ist jedoch mit Vorsicht zu genießen und gilt nur solange das eigene Tun keine Aufmerksamkeit erregt. Laut einer Liste des internationalen PEN-Clubs sind zahlreiche regimiekritische Schriftsteller_innen, Aktivist_innen und Intellektuelle in Vietnams Gefängnissen inhaftiert – darunter beispielsweise die Blogger_innen Lê Thị Phương Anh, Đỗ Nam Trung und Phạm Minh Vũ, die im Februar dieses Jahres zu jahrelangen Haftstrafen verurteilt wurden. Die Gesetzgebung wird somit zum Instrument für Menschenrechtsverletzungen in Hinblick auf Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Glaubensfreiheit sowie das Recht auf Versammlung und Zusammenschluss.

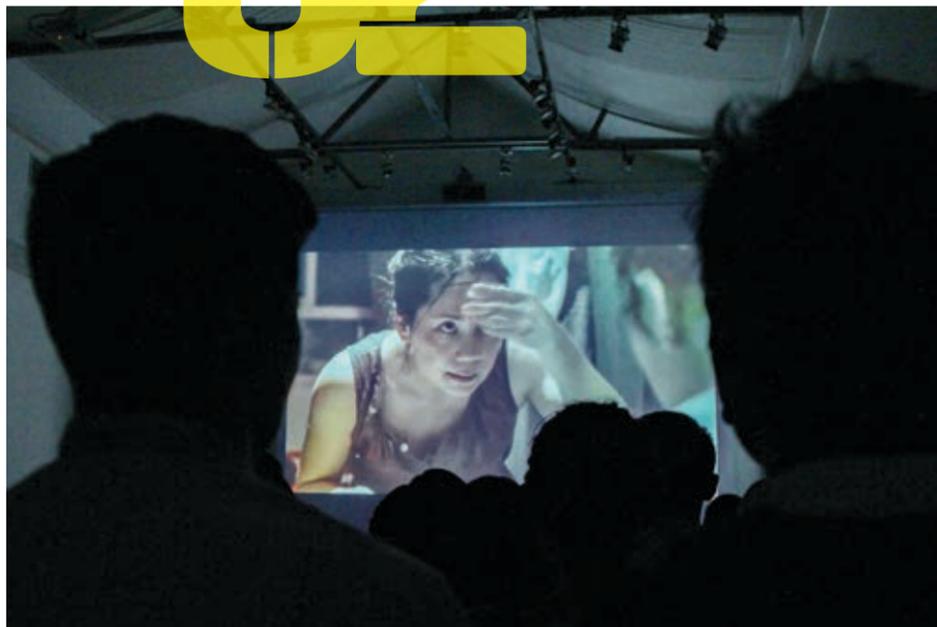
Das Hanoi DocLab – ein Beispiel

Vor diesem kulturpolitischen Hintergrund hat das Goethe-Institut Hanoi im Rahmen seines Kulturprogramm-Schwerpunktes „Kultur und Entwicklung“ 2009 das DocLab gegründet. „A small center for big ideas in documentary and experimental films and video art“ benennt sich das Hanoi DocLab selbst. Als inhaltlich weitgehend unabhängige Einrichtung möchte es vietnamesischen Nachwuchsfilmemacher_innen und Medienkünstler_innen den Zugang zu technischem Equipment sowie Aus- und Weiterbildung in Form von Workshops und Qualifizierungskursen ermöglichen. Das Goethe-Institut stellt den Raum sowie die Ausstattung zur Verfügung und übernimmt die Personalkosten für die angestellten Mitarbeiter_innen. Für bestimmte Programmpunkte wird Budget zur Verfügung gestellt. Das DocLab befindet sich mit dem Goethe-Institut Hanoi in ein und demselben Gebäude, weil dieses zum Zeitpunkt der Gründung des

Fotos: © Hanoi DocLab

Das DocLab befindet sich mit dem Goethe-Institut Hanoi in ein und demselben Gebäude, weil dieses zum Zeitpunkt der Gründung des DocLab aufgrund des Kulturabkommens mit Deutschland als zensurfreier Raum galt.





► DocLab aufgrund des Kulturabkommens mit Deutschland als zensurfreier Raum galt. Mittlerweile unterliegen sowohl das Goethe-Institut als auch das DocLab den regulären Zensurbestimmungen. Aus diesem Grund wurde ein Mitgliederprogramm mit symbolischem Mitgliedsbeitrag ins Leben gerufen. Kleinere, wöchentlich stattfindende Screenings können dadurch ohne Freigabe durch die Zensurbehörden stattfinden, da sie als geschlossene Veranstaltungen gelten.

„For me „culture and development“ means that people are provided with tools to express themselves, to be helped to think independently and critically, to be able to develop their creativity and take their initiatives“, so Ngyuễn Trinh Thi, künstlerische Leiterin des Hanoi DocLab.

So zählen Workshops für Anfänger_innen aber auch Fortgeschrittene in den Bereichen Ideenentwicklung und Scriptwriting, Kamera, Soundproduction, Licht, Schnitt, Produktion und Postproduktion zu den Hauptaktivitäten des Zentrums für Dokumentarfilm und Videokunst. Daneben finden immer wieder Sonderworkshops und Residencies mit internationalen Künstler_innen, zum Beispiel zum Thema Animation statt. In gewisser Weise funktioniert das DocLab als kollektive Arbeitsgemeinschaft, in der gefragt, diskutiert und kritisch gedacht werden darf. Alle bringen ihre jeweiligen Fähigkeiten ein und man unterstützt sich gegenseitig bei der Realisierung der persönlichen Filmprojekte. Arbeiten von Workshopteilnehmer_innen werden bis zu deren Fertigstellung begleitet und als DocLab-Produktionen angesehen. Um die lokale Bevölkerung mit Videokunst in Berührung bringen und Rezeptionserfahrung zu ermöglichen, finden wöchentlich öffentliche Video- und Filmscreenings statt, darüber hinaus gibt es Sonderscreenings internationaler Filmemacher_innen, Künstler_innen und Forscher_innen. Da fehlende

Fremdsprachenkenntnisse für viele Besucher_innen ein Hindernis darstellen, werden die Filme vom DocLab übersetzt und Untertitelt. So trägt das DocLab maßgeblich zur Entstehung einer Dokumentarfilmkultur und der Etablierung einer freien Dokumentarfilmszene abseits von Kunst im Regierungsauftrag bei.

Für größere Filmscreenings, wie das jährlich stattfindende „Mini DocFest“, muss jeder einzelne Film an die Zensurbehörden geschickt und entsprechende Vorlaufzeit eingeplant werden. Im Rahmen der 4. Ausgabe des Festivals Ende Oktober 2015 wurde von den Zensurbehörden das Screening des koreanischen Films „Heart of Snow, Heart of Blood“ [2014, Regie: Kim Jeong], in dem über das heutige Leben der Koryo (ethnische Koreaner_innen, die 1937 unter Stalin nach Zentralasien deportiert wurden) berichtet wird, verboten. Der Film ist auf der Videoplattform Vimeo frei zugänglich – auch in Vietnam –, dennoch wurde eine öffentliche Präsentation [zu einem Zeitpunkt, als die Flyer gedruckt und die Veranstaltung online bereits beworben war] abgelehnt.

Jedes Jahr wieder ist die Zukunft des DocLab ungewiss, heuer im Besonderen da eine wichtige Förderung gekürzt wurde. Auch die finanzielle Unterstützung durch das Goethe-Institut ist nicht gesichert, was eventuell eine Verkleinerung des Teams oder sogar eine neue Standortsuche bedeuten könnte.

Offene Kulturräume wie das DocLab sind kulturpolitisch jedoch von immenser Bedeutung, da sie Menschen, die bislang wenig mit Kunst in Berührung gekommen sind, einen einfachen und niederschweligen Zugang ermöglichen, als Orte des Austauschs dienen und mit der Gleichsetzung von Kunst und Propaganda brechen. Die Unterstützung vietnamesischer Künstler_innen durch Botschaften und ausländische Kulturinstitutionen wie das

Eine Aufführung wird nicht etwa als „Performance“, „Screening“ oder „Premiere“ angekündigt, sondern als „Work-in-progress“, „Projektpräsentation“ oder auf Nachfrage gar als „Familientreffen“ deklariert.

Goethe-Institut, die Japan Foundation, das British Council oder das L'Espacé – Centre Culturel Français ist von großer Bedeutung für Hanois Kunstlandschaft, auch wenn die Förderungen häufig nur für einzelne, kleinere Arbeiten mit spezifischer Thematik ausreichen und zudem meist bereits etablierte Künstler_innen begünstigt werden. Fördergelder aus dem Ausland tragen jedoch nicht zu einer tatsächlich freien Kunstszene bei. Wenngleich die Zusammenarbeit mit bilateralen Auslandsinstitutionen im Vergleich zur Zusammenarbeit mit staatlichen Einrichtungen Freiheiten ermöglicht, hält die starke Präsenz solcher Institutionen als ernstzunehmende Player im Kunstfeld bei manchen Menschen die Erinnerung an Kolonialzeiten wach.

Strategien des Widerstands

Zeitgenössische Kunst löst bei den Behörden aufgrund ihres subversiv kritischen Potenzials und ihrer oftmals ungewöhnlichen Ausdrucksweisen offensichtlich großes Unbehagen aus. Künstler_innen und Kulturarbeiter_innen haben jedoch bemerkenswerte Strategien entwickelt, um mit den Widrigkeiten und Restriktionen der Zensur auf eigene Weise umzugehen bzw. sie zu umgehen.

Eine Aufführung wird nicht etwa als „Performance“, „Screening“ oder „Premiere“ angekündigt, sondern als „Work-in-progress“, „Projektpräsentation“ oder auf Nachfrage gar als „Familientreffen“ deklariert. Dies verringert die Wahrscheinlichkeit des Erscheinens von Zensur_innen und ermöglicht es, gegebenenfalls darauf zu verweisen, dass es sich um keine öffentliche Präsentation, sondern vielmehr um die Weiterarbeit an einem sich in Entwicklung befindenden Projekt handle. Einige Künstler_innen präsentieren ihre Arbeiten grundsätzlich nur vor ausgewähltem Publikum hinter verschlossenen Türen, und oftmals werden wie

im Falle des DocLab oder der Cinematheque Hanoi Mitgliedsvereine gegründet und Kunstveranstaltungen offiziell nur für Mitglieder abgehalten. Kunstvereine werden als Designfirmen und Nonprofit-Organisationen gemeldet. Und einige Gruppierungen arbeiten mit Guerilla- und Pop-up Formaten, die erst kurz vor der Aufführung via Social Media angekündigt werden. Für manche Künstler_innen ist die Zensur ein Anstoß zu mehr Kreativität, und es werden Wege gefunden, die eigentliche Bedeutung eines Werkes mit Hilfe von Metaphern und Allegorien zu verschleiern. Manche künstlerischen Gruppierungen greifen nach unangenehmen Begegnungen mit den Mitarbeiter_innen der Zensurbehörden zu Namensänderungen, um aus dem Fokus der Behörden zu geraten. Oft scheint es jedoch auch zu helfen, Zeit vergehen und frühere Vorfälle in Vergessenheit geraten zu lassen. So hat das Nhà Sàn Studio seine künstlerische Arbeit als Nhà Sàn Collective mittlerweile wiederaufgenommen, und alle aus der Zone 9 vertriebenen Kulturschaffenden haben ihre Tätigkeiten an anderen Orten in Hanoi fortgesetzt.

Die junge zeitgenössische Kunstszene Hanois verfügt über ein enormes kreatives Potenzial, das auf die eine oder andere Weise immer einen Weg an die Öffentlichkeit finden wird. Mehr als zwei Drittel aller Vietnames_innen sind unter 30 Jahre alt. Und es sind nicht zuletzt Einrichtungen wie das Hanoi DocLab, das jungen angehenden Künstler_innen Wissen und Werkzeuge anbietet, um sich künstlerisch auszudrücken, die eigenen Lebensrealitäten festzuhalten und eine persönliche Sicht auf die Welt zu präsentieren. ◀

www.hanoiodoclab.org/en
www.goethe.de/vietnam

Isabel Segura Soriano

Erinnerungen und die Stadt

Isabel Segura ist Historikerin und Publizistin, sie lebt in Barcelona.

Wenn man über Barcelona spricht, muss man Carmen Amaya und Somorrostro, ihr Viertel, erwähnen – ein Elendsviertel auf dem Sand am Meer gebaut.

Weder die Baracken noch die Kunst von Carmen Amaya sind ein Teil des Selbstbildnisses von Barcelona auf den Finanzmarktplätzen oder für die Touristen, um die Stadt in eine beliebig austauschbare Ware zu verwandeln. Das Barcelona von vor und nach den Olympischen Spielen hat Stadtviertel und Erinnerungen ausradiert, um auf ihnen eine neue Stadt zu errichten, aus welcher sie ihre eigene Geschichte hat verbannen wollen – eine komplexe Geschichte mit vielen verschiedenen Lebensläufen und vielschichtigen Erlebnissen.

Die Erinnerung bedeutet Macht, und die herrschenden Klassen haben versucht, die Geschichte, die Erinnerungen mit verschiedenen Mitteln und auf verschiedene Weise zu kontrollieren. Aber die Erinnerungen sind nicht monolithisch, und so versucht bereits seit einigen Jahren ein Frauenverein aus der „Mina“-Nachbarschaft, in welche viele Bewohner von Somorrostro umsiedelten, ihre Erinnerungen zurückzugewinnen, indem sie alle und jede einzelne der Baracken ihres ehemaligen Viertels in Karton nachbauen. Wenn ich mich recht erinnere, fand diese wunderbare Ausstellung im Rahmen des staatlichen Treffens der Frauenverbände der Nachbarschaften in urbanem und sozialem Umbruch statt. Dieses Treffen wurde von der „Associació De Dones Adriaes de la Mina [Adriaes, Verein der Frauen der Mina-Nachbarschaft]“ im Jahr 2006 organisiert.

Dem Verein gehören Roma-, aber auch anderen Frauen an, welche die Erinnerung an ihre Häuser wachhalten möchten. Diese Häuser wurden von manchen mit dem Wort „Baracken“ und von anderen als „ephemere Architektur“ bezeichnet und Jahre lang bewohnt. Wie ein Faustschlag zeigt die Ausstellung Bauten,

Erlebniswelten und Lebensläufe auf, die das „neue“ Barcelona verdrängen will.

Der Kampf der Frauen des „Adriaes Vereins“ und vieler anderer Frauen gegen das Vergessen, gegen den Diskurs einer Aufbereitung der Geschichte, welche die Lebenserfahrung der einfachen Menschen und ganz speziell der Frauen, beseitigt und verbannt, hat eine lange Geschichte.

Die Ursprünge ...

Im 15. Jahrhundert formulierte Christine de Pizan einen Wunsch in Form eines Buches „La ciutat de les dames [Die Stadt der Damen]“.

Was treibt eine Frau, geboren in Italien, in Frankreich lebend, Witwe und Mutter von drei Kindern, dazu, ein Buch wie „La ciutat de les dames“ zu schreiben? Die Antwort auf diese Frage ist kurz: die Frauenfeindlichkeit dieser Zeit.

Was war ihr Ziel? Der symbolische Aufbau einer Stadt für Frauen. Und um dieses Ziel zu erreichen, wird sie auf die Hilfe des Verstands, der Gerechtigkeit und der Geradheit bauen – drei Materialien, die härter und widerstandsfähiger sind als Marmor, wie sie es selbst ausdrückt.

Der erste Schritt beim Bau dieser Stadt ist der Aushub der Erde, um solide Fundamente zu schaffen, welche die Vorurteile gegen die Frauen – von Philosophen, Dichtern, Moralisten und einer langen Liste von anderen Persönlichkeiten in die Welt gesetzt, und die mit homogener Stimme sprachen und zur Schlussfolgerung kamen, dass Frauen von Natur aus pervers und dem Laster angetan sind – auszuhebeln, erklärt Christine de Pizan.

Wie kann man diese Vorurteile aufzeigen? Die Antwort ist ebenso sehr prägnant: „... indem ich damit beginne, über mein eigenes Verhalten nachzudenken, ich, die als Frau geboren wurde

Fotos: © Gabriele Gerbasits





Die Frauen von Somorrostro haben den Anspruch erhoben, die Erinnerung an ihr altes Stadtviertel lebendig zu erhalten.

und auch an die anderen vielen Frauen denke, welche ich kennengelernt habe und die mir ihre intimen und geheimen Gedanken anvertraut haben.“ Ab diesem Moment vertraut Christine de Pizan nicht mehr den Meinungen anderer über die Geschichte, wie andere sie gedeutet haben, sondern appelliert an das, was sie als Frau fühlt und weiß. So verwandelten sich allmählich ihre eigene Lebenserfahrung und die geteilte Erfahrung anderer in einen Pfad des Wissens, um ein neues Paradigma zu schaffen, eine neue Art zu leben, zu schaffen und sich in der Welt zu positionieren.

Die Frauen der Somorrostro Nachbarschaft appellierten mit ihrer Ausstellung an all das, was sie als Frauen fühlten und wussten, in einer konkreten Nachbarschaft in einer konkreten Stadt – Barcelona – in einer bestimmten Zeit.

Das Unwohlsein von Barcelona

In der frühen 1960er-Jahren war Barcelona in der Wahrnehmung ihrer Bürger ganz bestimmt nicht die beste Stadt, um in ihr zu leben. Weder die Bewohner der Außenbezirke noch die Bewohner der Innenstadt, dem „Eixample“, waren mit dem Zustand ihrer Viertel zufrieden. In der Vorstädten und den Außenbezirken wollten 50% der Bewohner wegen der unzureichenden Infrastruktur und der „fehlenden Animation“ wegziehen; im „Eixample“ dagegen war ein ähnlicher Prozentsatz der Bewohner mit dem Lärm, dem ausufernden Verkehr und der Luftverschmutzung unzufrieden, wie der Stadtplanungsbericht von 1966 zeigt.

In der Stadt selbst war der fehlende Wohnraum das schwerwiegendste Problem. Circa 500 Hektar der Fläche waren mit Baracken verbaut. Die Baracken in der Stadt und der gesamten Umgebung waren zu einem permanenten Wohnraum angewachsen. „Das Ergebnis der vielen Baracken war eine Überfüllung des Wohnraumes“ – fuhr der Bericht fort, und nicht nur in den Bara-

cken, sondern ebenfalls in den Wohnungen im Allgemeinen. Auf der anderen Seite führten die übersteuerten Mieten zu mehr oder weniger versteckten Untermieten, welche sehr oft der Grund für eine kritische Überfüllung der Wohnungen waren, wie besagter Jahresbericht aufzeigt.

Barcelona hatte im Jahr 1961 eine Gesamtbevölkerung von 1.556.904 Personen, von denen 40.081 laut der offiziellen Statistik in Baracken lebten. Die ganze Wahrheit war jedoch eine ganz andere. In den Baracken lebten mehr, sehr viel mehr Menschen, als die offizielle Statistik aufzeigt. Die Baracken überfluteten fast das gesamte Küstengebiet, das heißt, das gesamte Gebiet in der Nähe des Meers, aber sie erstreckten sich auch über einen weiten Kreis am Außenrand der Stadt, von Montjuïc, Sants und Sarrià bis zum anderen Ende der Stadt, an den Hängen der Hügel, welche die Stadt abriegeln.

Die Frauen in den Baracken fristeten ein doppelt marginales Dasein. Auf der einen Seite, weil die fehlende Infrastruktur – fließendes Wasser, Licht – die Arbeiten im Haus sehr erschwerten. Auf der anderen Seite, weil die fehlenden Transportmöglichkeiten den Weg zu einem bezahlten Arbeitsplatz noch schwieriger gestalteten. Es dauerte oft Stunden über Stunden, bis die Arbeiterinnen an ihren Arbeitsplatz gelangten. Die Barackenviertel,

ganz allgemein die Vororte, sind eine Welt der Frauen gegen die Frauen. Vielleicht war dies der Grund – die Tatsache, dass die Frauen intensiver fühlten, was ein Leben im Vorort bedeutete –, dass die Frauen den Prozess begannen, um ihre Geschichte sichtbar zu machen.

All die alten Barackenviertel sind heute verschwunden. Die vorherrschende Erinnerung wollte ihre Existenz, die Geschichte der Baracken und ihrer Bewohner, ausradieren. Aber die Erinnerung der Menschen, die dort lebten und Barcelona aufgebaut haben, lebt weiter. Und die Erinnerung der Frauen und der einfachen Menschen erfordert, dass ihr Platz im heutigen Stadtraum neu verhandelt wird. Die Frauen von Somorrostro haben den Anspruch erhoben, die Erinnerung an ihr altes Stadtviertel lebendig zu erhalten und ihm einen Platz in der Geschichte der Stadt zu widmen.

Die Politik der Erinnerung

In den letzten Jahren wurde die Existenz der Baracken in Barcelona in gewisser Hinsicht von den Behörden anerkannt und zugegeben, viele Jahre nachdem all jene, welche eine kurze oder auch lange Zeit ihres Lebens dort verbracht haben, eingefordert hatten, dass diese Vergangenheit der Stadt nicht weiter vergessen oder ignoriert wird.

Im Jahr 2011 eröffnete das Historische „Museum der Stadt Barcelona [Katalanisch: Museu d’Història de la Ciutat]“ eine Gedenkstätte auf dem Rovira-Hügel. Auf der einen Seite, mit den Resten einer Flakbatterie aus dem Spanischen Bürgerkrieg, auf der anderen Seite, mit den Spuren des ursprünglichen „Canons“-Barackenviertels, welches bis an das Ende der 1990er existierte.

Eine Frage drängt sich uns auf.

Wären die Überreste der Baracken respektiert und konserviert worden, hätte es die militärische Konstruktion nicht gegeben? Ich

wage zu behaupten: wahrscheinlich nicht. In der Geschichtsschreibung hat der Krieg einen prominenten Platz eingenommen, so als wären Krieg und Gewalt der Motor der Geschichte. Stattdessen weckte das Leben der Bewohnungen nebenan nicht die Aufmerksamkeit der Historiker, bis die Bewohner selbst ihren Platz in der Erinnerung und der kollektiven Geschichte einforderten.

Das Erbe als kulturelles Gebäude

Das Erbe ist eine Art von literarischem Kanon. Als solcher Kanon entwickelt jede Epoche ihren eigenen Kanon, was erhaltenswert und lesenswert ist. So ist das Erbe eine kulturelle Konstruktion, welche einzelne Bauten mit dem Ziel, einen Teil der Stadtgeschichte zu erhalten, unterstreicht. Deshalb bedeutet Erbe auch Auslese, Wahl und besitzt so seine eigenen Kriterien, die – nicht immer explizit ausgedrückt – einzelne Erinnerungen gegenüber anderen Erinnerungen priorisieren. Das Erbe ist eine Übung der Erinnerung, welche von einer Klasse den anderen Klassen, von einem Geschlecht dem anderen aufgezwungen wird. Es wurden Erinnerungen erhalten und aufgezwungen, die nicht im mer unseren realen Lebensläufen entsprechen.

Um es kurz zu fassen:

Erbe ist immer ein Pakt, ein Verhandeln zwischen den verschiedenen Akteuren der Stadt, um ihre Präsenz zu erhalten. Mit zunehmender Demokratisierung werden neue soziale Rechte aufgenommen, und die Erinnerung wird vielfältiger. Das Erbe ist eine Geschichte, eine Erzählung, eine Aufarbeitung der Geschichte. Im Aufbau dieser historischen Erzählung ist es ebenso wichtig herauszufinden, was hervorgestrichen und vor dem Abriss geschützt wird und was außen vor bleibt. In einer Stadt koexistieren verschiedene Erinnerungen, die sich auf verschiedenen Ebenen bewegen. Die Herausforderung ist, diese Erinnerungen wahrzunehmen und in das Gesamtbild einzufügen. ◀





... az egyik vezető híresség a szegregáció...
 ... az egyik vezető híresség a szegregáció...
 ... az egyik vezető híresség a szegregáció...



17



JUSTICE





Nika Sommeregger

Erinnerungskultur und Theater Biographien des Erinnerns

Es gibt eine Erinnerungszeit
und es gibt, 70 Jahre nach
Ende der Nazibarbarei, eine
Zeit des Erinnerns.

Nika Sommeregger ist Regisseurin, Theater ISKRA.

In meiner Muttersprache, dem Slowenischen, gibt es das Wort „Gedächtnis“ nicht. Es ist immer das Wort „spomin“, das Erinnerung bedeutet. Will ich mir etwas merken, es „im Gedächtnis“ behalten, muss ich mich zeitgleich daran erinnern können. Ein Paradoxon, würde man meinen. Nebbich. Das Merken setzt Erinnerung voraus, Erinnerung wiederum Erlebtes. Vorhanden bleibt, woran man sich erinnert und woran erinnert wird. Gedenken, feierliches Begehen, sind ebenso Erinnerung wie alles Bleibende und alles das, was in jedem Augenblick im Menschen da ist. In der slowenischen Sprache ist das so.

Die deutsche Sprache, sagt Ruth Klüger, war ihre Überlebensstrategie. „In Auschwitz bin ich Appell gestanden. Mit Gedichten konnte ich stundenlang in der Sonne Appell stehen und nicht umfallen, weil es immer eine Zeile zum Aufsagen gab. Verse, indem sie die Zeit einteilen“, schreibt Ruth Klüger, „sind, im wörtlichen Sinne, ein Zeitvertreib. Ist die Zeit schlimm, dann kann man nichts besser mit ihr tun, als sie zu vertreiben.“¹ Also memoriert sie, um nicht verrückt zu werden, Gedichte. Hölderlin, Schiller, Eichendorff. Versucht sie im Gedächtnis zu behalten, um nicht umzufallen, aber auch um Zeugin dieser von Vernichtung, Deportation und Rassismus geprägten Zeit werden zu können. Später.

Ihre Sprache ist die deutsche, wiewohl sie auch die der Nazis ist. Sei's drum. Die Weigerung Ruth Klügers, die deutsche Sprache den Tätern zu überlassen, bescherte uns den wohl eindringlichsten Text über eine jüdische Kindheit in den Vernichtungslagern der Nationalsozialisten.

Und dennoch betont sie immer wieder, nicht aus Auschwitz, sondern aus Wien zu kommen. „Man hört es, an der Sprache. Wien ist Teil meiner Hirnstruktur und spricht aus mir, während Auschwitz der abwegigste Ort war, den ich je betrat und die Erinnerung daran bleibt ein Fremdkörper in meiner Seele. Auschwitz war nur ein grässlicher Zufall.“²

Diesen „grässlichen Zufall“ hat Ruth Klüger überlebt und erinnert daran, dass es trotz allem, trotz des Happyends, keinen Grund zur Freude gibt. Mehr noch. Sie will uns davon abhalten, uns zu freuen. Die Frage, wie wir uns heute an den Holocaust, an die Verbrechen gegen die Menschlichkeit erinnern wollen, knallt sie uns an den Kopf, vor den sie uns gleichzeitig stößt. [Wir sollen keine allzu gute Zeit haben].



► **Geschichtsschreibung ist geprägt** von gesellschaftlichen hegemonialen Diskursen. Am Beispiel Österreich äußert sich dies an der lang vertretenen offiziellen Darstellung des Opfermythos, demzufolge Österreich das erste Opfer des nationalsozialistischen Terrors war, die vielen gefallenen Soldaten, die wahren Opfer des Krieges. Eine Täterperspektive. Ihnen zu Ehren die vielen, übers ganze Land verteilten Kriegsdenkmäler. Ein nicht enden wollendes Opferepos, opulent inszeniert. Erinnerungskultur sollte diesen hegemonialen Diskurs brechen können.

Als ich vor mehr als 14 Jahren in Wien Ruth Klügers Erinnerungen „weiter leben – eine Jugend“ inszenierte, konnte ich zweierlei Dinge nicht wissen. Die Dauer der Aufführungszeit – wir spielen die Vorstellung bis heute – und die Reaktion eines jungen afghanischen Flüchtlings auf diese. Das „Nicht-schon-wieder“ war zu erwarten, kam auch. Überrascht nicht wirklich. Ist es doch einer seltsam gewordenen Form des Diktates der Aufarbeitung geschuldet: Übersättigung und Verdrängung in einem. Trotzdem. Ich erinnere mich an Vorstellungen, bei der die meist sehr junge Zuschauer_innen nicht applaudierten, weil sie es für unangebracht hielten. Minutenlanger Applaus bei anderen Vorstellungen. Eine Schülerin, 16 Jahre vielleicht, begründete dies so: „Noch nie hat mich ein Theaterstück, das so gar keinen unterhaltenden Charakter hat, so fasziniert.“ Unerwartet, aber nicht wirklich überraschend.

Theater ist dann gut, wenn es Teil der eigenen Biografie wird. Yussufs Biografie ist unglaublich, weil sie für so ein junges Leben unpassend erscheint. Vieles, wovon im Stück erzählt wird, passt in seine Biografie, war sein Erlebtes, ist sein Alltag: Verfolgung, Ablehnung, jahrelange Flucht, Misstrauen, Rassismus. In Afghanistan, in Österreich. Doch die Theatervorstellung, sagt er, das intensive Spiel der Schauspielerinnen, die Biografie dieser jüdischen Frau, ihr ungebrochener Lebenswille, das alles zusam-

men, sagt er, geben ihm Kraft selber weiter zu leben. – Wir müssen unsere Erinnerung auf die Gegenwart beziehen, meint Ruth Klüger.

Mit der Vergegenwärtigung der Geschichte beschäftigte sich Giulio Camilo bereits im frühen 16. Jahrhundert. Der Bologneser Gelehrte entwarf das Modell eines Theaters, das er „Theater der Erinnerung“ nannte. Die Größe und der Perspektivenwechsel waren das Besondere dieses Theaters für zwei Zuschauer_innen. Von der Bühne aus betrachteten die Besucher_innen den Theaterraum, in dem Allegorien über alles Wissen so greifbar nahe ausgestellt waren, dass sie leicht einzuprägen waren und nicht in Vergessenheit geraten konnten. Theater als Hort des kollektiven Gedächtnisses.

Hans Krasas Kinderoper Brundibar hätte nach der Uraufführung 1942 in einem jüdischen Waisenhaus in Prag noch 30 Mal gespielt werden sollen. Dazu kam es nicht. Die Nazis waren schneller. Der Komponist Krasa, der Librettist Adolf Hoffmann, die Kinder, die Betreuer_innen, sie alle wurden nach Theresienstadt deportiert. Wie so viele andere. Auch Greta Klingsberg. Ein Volksschulmädchen aus der Leopoldstadt. Gern gesungen hat sie, sagt Greta Klingsberg, immer schon gern gesungen, auch in Theresienstadt. „Es tat dann weniger weh“, sagt die Zeitzeugin. Brundibar wurde in Theresienstadt über 30 Mal aufgeführt. Immer heimlich, immer in wechselnder Besetzung. Greta Klingsberg sang, so oft es ging, die weibliche Hauptrolle. 67 Jahre nach der Uraufführung, wurde die Oper in Wien aufgeführt, im Beisein der aus Israel angereisten Greta Klingsberg. Ein Mädchen, acht Jahre vielleicht, stellte ihr die Frage, ob sie denn noch einen großen Wunsch hätte und ob sie, dieses Mädchen, ihr, der 80-Jährigen, diesen Wunsch erfüllen könne. Greta Klingsberg meinte, nach kurzem Nachdenken, sie hätte so gerne einen weißen Flieder. Unsere Geschichten, meint Ruth Klüger, dürfen nicht auf Märtyrer-Sagen verengt werden.

Fotos: © Christa Bauer, copyright Theater ISKRA

Erinnerungskultur, die allein die Vergangenheit beleuchtet und keine Verbindung zum Heute hat, scheitert an ihrem bereits feststellbaren inflationären Charakter. Eine seltsame Überidentifizierung mit den Opfern des Nationalsozialismus³ ist ebenso Konsequenz einer verdrängenden, oberflächlichen Aufarbeitung des Geschehenen wie Desinteresse und Abstumpfung.

Die **Buchstaben NN** trugen im Konzentrationslager Natzweiler-Struthof bestimmte Häftlinge auf ihrem Rücken. Bei Nacht und Nebel, so die Bedeutung, konnten diese Häftlinge jederzeit und bei Auftreten von Nacht und Nebel erschossen werden. Wer kein NN auf seinem Rücken tragen musste, blieb vor Tod und Ermordung dennoch nicht verschont. Gerade noch mit dem Leben davon gekommen war Boris Pahor.

Zuerst überstand der Schriftsteller aus Triest den nationalistischen Terror der italienischen Faschisten. Pahor muss zusehen, wie italienische Faschisten einen befreundeten Musiker, Triestiner Slowene wie er, nötigten, Motoröl zu trinken. Langsam zu erst, jeden Tropfen qualvoll schluckend, dann immer schneller, so lange, bis nichts mehr zu hören war. Kein Ton. Nichts mehr. Die totale Zerstörung der Stimmbänder. Die Redewendung „die Stimme abgeben“ hat für Boris Pahor daher bis heute einen merkwürdigen Klang. Und ausgerechnet ihn schleppten die Nazis mit dem Buchstaben „I“ für Italiener, durch die Konzentrationslager. Dachau, Dora-Mittelbau, Bergen-Belsen, Natzweiler-Struthof.

Der ausgemergelte, nach Luft schnappende tschechische Junge, der „seine Lippen nur von Zeit zu Zeit ein klein wenig bewegte, wie ein auf dem Trockenen liegender Fisch, für den das Meer jede Bedeutung verloren hatte“⁴, war Pahors erste Leiche, die er auf die anderen nackten, toten Körper werfen musste. – In seinem herausragenden autobiographischen Roman „Nekropola“, ein Buch, das unbedingt geschrieben werden musste, schildert Pahor präzise und eindringlich den Alltag in diesen La-

gern. Die [Un-]Möglichkeit des Überlebens in der Welt „der totalen Negation“⁵ wird irgendwann auf die Frage des Hungers und seiner Überwindung zurück geworfen. „Ich glaube, dass kaum jemand versteht, was das heißt: nur noch aus Hunger zu bestehen, nur noch an den Magen zu denken, nur noch Magen zu sein. Das ist die physische und moralische Zerstörung des Menschen“⁶.

Tief ins Gedächtnis gerückte Bilder, die Pahor zeitlebens nicht wieder los wird. Anklagend und fordernd ist seine Literatur. Literatur, die Geschehenes unverrückbar ins Gedächtnis, in den „spomin“ einprägt und zeitgleich das Nachdenken über Gegenwärtiges einfordert. Erinnerungskultur, die darauf abzielt, wird ein ehrliches Nachdenken über den Holocaust evozieren und eine unumgängliche Tiefsinnigkeit in die Debatte einbringen. Literatur und Theater vermögen das.

„Jetzt, nachdem ich die Inszenierung meines Buches auf der Bühne gesehen habe, hat es sich gelohnt, weiter gelebt zu haben“, bemerkte Ruth Klüger unsentimental nach der Theatervorstellung. ◀

1 Ruth Klüger in: *weiter leben-eine Jugend*. Wallsteinverlag. Göttingen 1992.

2 ebd.

3 „You know, I love the holocaust“, bekam Ruth Klüger nach einer Veranstaltung von einer Frau zu hören, die auf diese Weise ihre Anteilnahme zum Ausdruck bringen wollte.

4 Boris Pahor: *Nekropola*, S. 68.

5 ebd.

6 Paul Jandl im Gespräch mit Boris Pahor, in: *Kunst und Architektur*.

Stefan Benedik

Über Rom_nija sprechen

Reflexionen über die Macht des wissenschaftlichen/ künstlerischen Blicks und die schwierigen Versuche, ihn anders zu denken

Stefan Benedik ist Kulturwissenschaftler und Historiker. Er arbeitet und lehrt an der Universität Graz im Bereich Geschlechtergeschichte / Zeitgeschichte.

Als an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert die Ideen dessen fixiert wurden, was das „Zigeunerische“ wurde, geschah das in zwei wesentlichen Diskurssphären, nämlich in der Wissenschaft und in der Kunst. Das aufklärerische Weltbild hatte diese zwei Bereiche der Auseinandersetzung auseinandergerechnet, aber tatsächlich wirkten sie weiterhin stark vernetzt, in ständigem Austausch miteinander und mit einer gemeinsamen Agenda, genauer gesagt, vielfältigen und in sich widersprüchlichen, aber geteilten Agenden. Wenn wir wissen wollen, wie unsere Ideen über Rom_nija geprägt wurden, ist ein Blick auf diese Prozesse hilfreich, die in solchem Sinne Wissen herstellen, die Welt ordnen und dabei entscheiden, was wahr, was schön und was gefährlich ist. Dort liegen die Antworten auf einige Fragen, die in der Gegenwart immer wieder gestellt werden, wenn über Rassismus gegen Rom_nija diskutiert wird: Warum hat sich die Vorstellung über das „Zigeunerische“ historisch so wenig verändert, und warum begegnen uns diese Traditionen selbst dann noch immer, wenn über Rom_nija in der Gegenwart gesprochen wird? Wie ist es umgekehrt zu erklären, dass solche Ideen einen dermaßen relevanten Platz im Selbstverständnis der sogenannten „Mehrheitsgesellschaften“ einnehmen, dass sie so wichtig sind für die Vorstellungen dessen, was „das Eigene“ ist? Und schließlich die Frage, die mir besonders drängend erscheint und über die ich in diesem Text kurz nachdenken möchte: Warum bekommen Rom_nija keine Stimme, warum haben sie so wenig Einfluss auf die Bilder, die über sie permanent produziert und reproduziert werden?

Seit der sogenannten Postkolonialen Wende in den Kulturwissenschaften erarbeiten wir solche Fragestellungen und entwickeln damit neue Verständnisse unserer eigenen Tätigkeiten als Wissenschaftler_innen oder Künstler_innen. Unsere Selbstkonzeptionen beruhen dabei grosso modo auf Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, sie tragen bei zur Ausgestaltung von Wissenschaft oder Kunst als Herrschaftsinstrumente. Soziale und kulturelle Marginalisierungen lassen sich in der Praxis so einfach umsetzen, weil wir ihre Begründungen schon vorbereitet haben. Das ist auch im Fall des Wissens über Rom_nija sehr schnell erkennbar. In der Forschungsliteratur dominiert in der Gegenwart ein sehr einheitliches Bild von Rom_nija, das mit fehlender formaler Bildung, Arbeitslosigkeit, gesundheitlichen und ökonomischen Problemen, kultureller Differenz und einem explizit ausgesprochenen oder implizit vorausgesetzten ethnologischen Sonderstatus illustriert wird. Künstlerische Auseinandersetzungen gehen häufig in dieselbe Falle, die sie sich selbst gestellt haben und widmen sich vor allem der Ästhetik von Armut, Improvisation und Tradition, wenn sie auf Rom_nija Bezug nehmen. Die Vorstellung einer „authentischen“ Gegenwelt zur bürgerlichen Ordnung wird in beiden Sphären weitergetragen, wenn schon nicht vordergründig, dann wenigstens als Rahmen, durch den hindurch das Bild betrachtet werden soll. Dabei spielt die Intention d_er Künstler_in oder Wissenschaftler_in keine Rolle. Gerade kritische Arbeiten, die sich um eine Veränderung gesellschaftlicher Machtstrukturen bemühen, Benachteiligungen sichtbar machen und Diskriminierungen ausstellen wollen, ver-

Warum hat sich die Vorstellung über das „Zigeunerische“ historisch so wenig verändert, und warum begegnen uns diese Traditionen selbst dann, wenn über Rom_nija in der Gegenwart gesprochen wird?

längern marginalisierende Formen der Darstellung und schreiben damit Rom_nija in eine besonders drastische Außenseiter_innenposition ein. Angesichts dessen erzeugt jede Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Silencing – danach, wie Kunst und Wissenschaft die Menschen, die sie darstellt, übermalt, überschreibt, zum Verstummen bringt – ein gewichtiges moralisches Dilemma. Dazu, dass Rom_nija in der Gegenwart nicht gehört werden, dass sie selbst keine Stimme bekommen, dass sie keinen Platz in der Wissenschaft und nur wenig in der Kunst bekommen, trägt nichts so stark bei wie die Konjunktur des Themas „Roma“, „Armutsmigration“ oder „ethnische Diskriminierung in Europa“, die in den vergangenen Jahren nicht abgerissen ist und erst jetzt durch die Fluchtmigrationen aus dem arabischen Raum in den letzten Wochen ihre unmittelbare tagespolitische Brisanz verloren hat. Der immer massiver werdende wissenschaftliche und künstlerische Fokus auf Rom_nija, die immer weiter zunehmende Anzahl an jährlichen Buchpublikationen und Vorträgen, an Installationen und Filmdokumentationen, die sich mit „den Roma“ beschäftigen, hat eine Menge an Expert_innen hervorgebracht, die ihre eigene Position meist mit ihrem besonders genauen und analytischen Einblick legitimieren, den sie durch ihre Beschäftigung gewonnen hätten oder aber mit ihrer Relevanz als stellvertretende Sprecher_innen für „die Roma“. Beides trägt erstens zur Verfestigung problematischer Machtstrukturen bei, zweitens aber auch dazu, dass ganz grundsätzliche Fragen zur Seite geschoben werden, weil sie scheinbar eher politischer und nicht künstlerischer oder wissenschaftlicher Art sind. Beispielsweise ist es bis heute eine unumstrittene Praxis, für die völlig unterschiedlichen europäischen Communities, die mit Fremd- oder Eigenbezeichnungen wie Lom, Qaraçılar, Kale oder zum Beispiel Gitanos benannt werden, einfach pauschal „Roma“ als Dachbegriff zu verwenden, obwohl die intensive Suche nach Gemeinsamkeiten zwischen diesen Communities völlig ergebnislos verlaufen ist. Kritik an verwendeten Labels oder Schubladen wird routinemäßig als Themenverfehlung oder Zeitverschwendung entwertet. Die Gründe dafür sind naheliegend: Es würde das Sprechen nicht nur ungeheuer kompliziert, sondern eigentlich unmöglich machen, würde man die Vieldeutigkeiten, Widersprüche und Unklarheiten berücksichtigen, die vielen Voraussetzungen des Sprechens über Rom_nija ernst neh-

men und nicht einfach übergehen. Wer dann (vorerst) verstummen würde, sind die Wissenschaft und die Kunst. So aber existiert eine ganze Menge an Büchern und Katalogen, die mit einem Disclaimer beginnen. In den Einleitungen wird festgehalten, dass hier von Menschen die Rede sei, die als „Roma“ bezeichnet würden, obwohl nicht klar sei, ob sich diese Menschen tatsächlich so verstünden, ob diese Zuordnung also überhaupt angebracht sei. Nach diesen kurzen Vorbemerkungen wird dann aber munter genau und ausschließlich dieser Begriff weiterverwendet und der gleiche Blick angewandt, der vorher kritisiert wurde, weil es eine völlig andere Form der Auseinandersetzung bedürfte, ganz andere Fragestellungen, um Alternativen zu entwickeln. Es würde bedeuten, von vorne zu beginnen und die bisher verwendete Sprache zu verwerfen, die Wahrnehmung zu erschüttern und von den eigenen Verstrickungen in die etablierte Ordnung, in die Herrschaftsstrukturen auszugehen.

Insofern ist es ein beinahe einfach erscheinender Ausweg, anstatt der Komplexitäten des Themas die Machtverhältnisse zwischen den Betrachteten und den Betrachter_innen zu berücksichtigen und so nicht nur die eigene Arbeit zu legitimieren, sondern auch zu verdecken, dass hinter der Gewalt der präzisen Definition, hinter der Eindeutigkeit klassifizierter Terminologie ein Gegenstand steckt, der sich in seiner völligen Unklarheit dem wissenschaftlichen oder künstlerischen Verlangen nach Darlegen, Ausstellen, Verstehen und Erklären entzieht. Es bedarf keiner besonderen Anstrengung, um zu erkennen, dass es ein Machtgefälle zwischen einem Buchautor und einer Bettlerin, zwischen einer Künstlerin und dem Bewohner einer informellen Siedlung gibt. Das heißt nicht, dass diese Frage nicht relevant ist, aber es soll nicht der Eindruck entstehen, dass das das einzige Dilemma ist, vor dem das Sprechen über Rom_nija steht, mit dem es sich auseinandersetzen sollte. Dennoch liegt das Schwergewicht derzeit auf der folgenden Perspektive: Wie kann jemand, für die Labels wie Nicht-Rom_ni, Gadž_i, oder – am missverständlichsten und irreführendsten – „Angehörige_r der Mehrheitsgesellschaft“ zutreffen, über Zusammenhänge sprechen, die mit Rom_nija zu tun haben, ohne die bestehenden Machtkonstellationen fortzuschreiben, unter denen viele Rom_nija leiden? ▶

► Die einfache Lösung orientiert sich an einem historisch nicht vergleichbaren Beispiel, an der US-amerikanischen Bürger_innenrechtsbewegung und den Veränderungen, die eine schwarze akademische Elite in den Sozialwissenschaften brachte. Für den Kontext des Sprechens über Rom_nija ist das aus zwei Gründen kein Modell: Erstens ist die Argumentation inhärent rassistisch und eröffnet daher unlösbare Schwierigkeiten. (Bei den wenigen prominenten Romani Künstler_innen/Akademiker_innen wird ständig offen oder hinter vorgehaltener Hand der Grad ihrer „Echtheit“ verhandelt). Zweitens ist das de facto eine willkommene Ausrede, die gegebenen Verhältnisse nicht verändern zu müssen, unbequeme Fragen bis zur Übergabe an „die Roma“ zu vertagen. [So lange es noch keine Romani Professor_innen gibt, machen wir einmal weiter wie bisher].

Ein Blick auf die Trends in der Kunst- und Wissenschaftsproduktion der letzten Jahre zeigt, dass sich daneben vor allem zwei ernsthafte Strategien der Reaktion auf das moralische Dilemma der riesigen Machtdifferenzen zwischen denen, die sprechen, und denen, über die gesprochen wird, etabliert haben. Die eine ist die Reaktion der Ignoranz. Sie behandelt „Roma“ oder „Zigeuner“ als abgeschlossene, ethnologische Sondergruppe, so, als hätte es nie Diskussionen gegeben, die das kritisieren. In solchen Arbeiten wird durchaus auf Diskriminierung, Vorurteile und Rassismus eingegangen, aber nie in Frage gestellt, dass es „die Roma“ als ein „wahrhaftiges“, erleb- und erfahrbares Phänomen gibt, das sich denen, die viel Vorbereitung und Aufwand in die Erkundung der Geheimnisse stecken, dann tatsächlich offenbart. In den Künsten sind davon besonders Zugänge gekennzeichnet, die einen Überblick über ganz Europa oder gar die ganze Welt geben, etwa die fotografischen Arbeiten von Joakim Eskildsen oder die Konzeption der „Roma Pavillions“ auf der Venediger Biennale. In den Wissenschaften ist diese Reaktion noch weit bestimmender und unter anderem der wichtigste Ansatz der „Romani Studies“.

Die zweite Reaktion auf ethische Fragen der ungleichen Machtverteilung ist der Ausweg der Fokussierung auf die „eigene“ Gesellschaft. In eloquenten Titeln wird dann von der „Erfindung des Zigeuners“ oder der Konstruktion „gewaltvoller Verhältnisse“ gesprochen und die Aufmerksamkeit damit verlagert, weg von der Frage danach, wie „die Roma“ sind, hin zur Frage, wie sie wahrgenommen, dargestellt und erfahren werden. Das löst die moralischen Schwierigkeiten insofern, als das Objekt der Untersuchung nicht mehr „die Roma“ sind, sondern die „eigene“

Gesellschaft. Diese Art von Auseinandersetzung stellt sich selbst in Frage oder zumindest zur Diskussion. In der Realisierung eines solchen Ansatzes sind die Reflexion und das Bewusstsein über die eigene Position aber so gut wie immer weit weniger präsent als die Ausgestaltung der Figur des Opfers. Das ist einerseits verständlich und notwendig, weil beispielsweise Rassismen ja nicht im luftleeren Raum hängen, sondern ganz konkrete Wirkungen haben, tatsächlich erfahrbar sind. Andererseits wird dann aber im Umkehrschluss abgesichert, was eigentlich in Frage gestellt werden kann. Alle, die von Rassismus betroffen sind, werden gezeichnet, als wären sie eine „andere Rasse“ oder wenigstens eine Gruppe von Leidensgenoss_innen, eine durch historische und aktuelle Diskriminierungserfahrungen zusammengeschweißte Gemeinschaft, anstatt diese Kategorien der Zuordnung grundsätzlich aufzulösen. Außerdem wird es für diejenigen, die als Opfer dargestellt werden, noch viel schwerer, ihre Stimme zu erheben. Aus der feministischen Forschung wissen wir, dass keine Strategie so ohnmächtig macht wie die Reduktion der eigenen Position auf die der Ohnmacht, die fortwährende Erzählung der eigenen Geschichte als Opfergeschichte.

Angesichts des Umstandes, dass sowohl Kunst, aber vor allem Wissenschaft Herrschaftsinstrumente sind, die eher zur Absicherung und so gut wie nie zur Irritation bestehender Verhältnisse führen, scheint es also nur eine konsequente Antwort auf die Frage zu geben, wie man über Rom_nija sprechen kann, ohne sie aus dem Sprechen auszuschließen: Anstatt Bilder von Rom_nija zu zeichnen, könnten wir doch die Mechanismen und Strukturen analysieren, die es ermöglichen, das Bild von Rom_nija zu zeichnen. Untersucht könnten dann die Mechanismen werden, mit denen Imagination des „Zigeunerischen“ aus der Vergangenheit in unsere Gegenwart übersetzt werden und uns erlauben, „Roma“ zu denken. Doch auch diese Antwort ist zu einfach, weil sie – konsequent gedacht – die ultimativste Form des Silencing darstellt – das Absprechen der eigenen Existenz, die Verweigerung der Anerkennung einer realen Position, eines Selbstverständnisses als Rom_ni.

Die Antwort auf die Frage kann daher nur die Verweigerung der Antwort sein, die Analyse des produktiven Scheiterns anstatt der Fixierung eines scheinbaren Ergebnisses und das Anbieten komplexer Beschreibungen von Standorten anstatt eingängiger Lösungen. Nicht die Aufklärung stereotyper rassistischer Wahrheiten stellt Machtverhältnisse in Frage, sondern die Zerstörung der Maßstäbe für das, was schön, wahr und gefährlich ist. ◀

Astrid Kury

Zum Begriff der Roma-Kunst

Wie sinnvoll ist eine ethnische Kategorisierung in der bildenden Kunst?

Solange gegen uns dieser Wahnsinn herrscht, lass' ich weder euch noch uns in Ruhe. Ilija Jovanović [1950 - 2010]

Astrid Kury ist Kunsthistorikerin und leitet seit 2006 die Akademie Graz. Sie hat mit der Künstlerin Delaine Le Bas und der Sprachwissenschaftlerin Ursula Glaeser mehrere Ausstellungen zum künstlerischen Aktivismus der Roma/Romnija organisiert.

Mit dem Paukenschlag des Roma-Pavillons „Paradise Lost“ auf der 52. Biennale von Venedig im Jahr 2007 wurde die Kunst von Roma und Romnija endgültig aus dem Ghetto der ethnografischen Kunstsammlungen bzw. der Outsider-Art befreit und in den Kontext des westlichen Kunstsystems hinein reklamiert. Zu sehen war eine politische Kunst, die mit zeitgenössischen Methoden die Erfahrungen von Flucht und Gewalt, Diskriminierung und Ausgrenzung zum Thema machte. Gleichzeitig etablierte sich, als Zeichen eines ethnischen Selbstbewusstseins, der Begriff „Roma-Kunst“, der allerdings auch hier auch schon mit einem gewissen Vorbehalt verwendet wurde. Aus diesem ersten Pavillon folgten zwar noch weitere Ausstellungen, ein regulärer Pavillon der Roma/Romnija konnte sich leider nicht auf der Biennale von Venedig etablieren. Doch konnte sich mit dieser Initialzündung ein künstlerischer Aktivismus etablieren, der inzwischen auf vielen Ausstellungen weltweit Sichtbarkeit und Wirksamkeit erlangt hat und der von einer neuen, jungen Generation von KünstlerInnen fortgesetzt wird.

Und gleichzeitig gilt immer noch, was Gabi Jiménez, unter anderem Künstler dieses ersten Roma-Pavillons, sagt: „Wir Roma-KünstlerInnen werden auf die Peripherie des Kunstraums beschränkt.“ [Gabi Jiménez in: „Have a look into my life!, Selbstdarstellung der Roma in der zeitgenössischen Kunst, hrsg. v. Delaine Le Bas, Ursula Glaeser, Astrid Kury, Drava: Klagenfurt-Wien 2014. Keine Paginierung!] Deziert als Rom Kunst zu machen, heißt daher für ihn immer noch, Raum einzufordern und gegen diese Ausgrenzung anzugehen. In dieser Form der „Roma-Kunst“ geht es also nicht darum, eine traditionelle, ethnisch definierte Volkskunst in zeitgenössische Ausdrucksformen zu transformieren. Laut Jiménez wäre das nur die Fortsetzung einer aus Fremdbildern gespeisten Folklore.

Sein öffentliches Bekenntnis zu seiner ethnischen Identität ist nötig, um der Einforderung von Raum in den Systemen der Mehrheitsgesellschaft Nachdruck zu verleihen. Sie ist andererseits nicht nötig, um seine Kunst zu beschreiben. Vielmehr ist es so, dass auf die Selbstdefinition wieder die Fremdzuschreibungen folgen, gegen die man eigentlich angeht: „Ich bin ein malender und bildhauernder Künstler, der sich als ‚Zigeuner‘ erkennen muss“ [wie oben]. Ein wesentliches Thema der zeitgenössischen Kunst von Roma/Romnija ist daher, die Klischees des Roma-Seins zu konterkarieren, also sich von jeder Form der oben erwähnten Folklore energisch zu distanzieren. Natürlich ist es den KünstlerInnen ein Anliegen, dass ihre Kunst vor allem als solche betrachtet wird und nicht alleine als Methode des Widerstands. Der österreichisch-slowakische Künstler Robert Gabris macht als junger Rom politische Kunst zu Minderheitenfragen. Gleichzeitig will er einfach gute Kunst machen und besteht auf einer künstlerischen Freiheit abseits von seiner

Ich lehne alle kulturell codierten Regeln und Bräuche ab. Ich will die Dinge nicht nur von einer eingeschränkten Perspektive aus betrachten.

ethnischen Zugehörigkeit. In der Person selbst sind diese Bereiche selbstverständlich nicht getrennt, aber die prekäre gesellschaftliche Position sowohl als Künstler wie auch als Rom verlangt eine stete Reflexion jedes öffentlich gesetzten Schritts, weil damit immer auch eine gewisse Vorbild- und Vorreiterwirkung verbunden ist. „Kunst ist meine Existenz und die Essenz meines Seins“, sagt Robert Gabris. „Ich, so wie viele andere junge Roma, befinde mich in einem Prozess der Suche nach der eigenen Identität. Nur wenige von uns haben die Möglichkeit, sich zu finden und zu erkennen, wer sie sind“ (wie oben).

Die Lage der größten Minderheit Europas ist immer noch so dramatisch, dass l'art pour l'art keine Option sein kann für Roma/Romnien, sobald sie eine Öffentlichkeit für ihre Anliegen erreichen können, betont die ungarische Filmemacherin Katalin Bársony: „Wenn ein Künstler sich zum ersten Mal dem Publikum präsentiert, dann wird er mit der Tatsache konfrontiert, dass die Menschen in ihm den Roma-Künstler sehen. Er hat keine Wahl; er muss über seine Identität sprechen. Wir alle müssen erkennen, dass wir nicht ausschließlich Künstler sein können. Wie können nicht nur kreativ tätig sein, einfach deshalb, weil es viel zu wenige Intellektuelle unter den Roma gibt, viel zu wenig Ärzte, Akademiker und Künstler, sodass alle jene, die eine Öffentlichkeit erreichen, die Verpflichtung haben, für eine positivere Wahrnehmung unseres Volks zu kämpfen. Sie haben die Verpflichtung, ein Beispiel zu setzen und der jüngeren Generation einen Weg zu zeigen.“ (Katalin Bársony in: Ursula Glaeser, Astrid Kury [Hg.], ROMALE! Persönliches über Aufbruch, Kunst und Aktivismus, Drava: Klagenfurt-Wien 2011, S. 23.)

Und es ist leider auch eine Tatsache, dass nur über ein offensives Thematisieren der Ausgrenzungsmechanismen überhaupt die Barrieren zu den Räumen der Mehrheitsgesellschaft überwunden werden können, betont der französische Bildhauer und Maler Gabi Jiménez: „Ich denke, der Großteil der Künstler wird zu Aktivisten, weil es schwierig ist, sich als konventioneller Künstler durchzusetzen. Die Diskriminierung gibt es auch in der Welt der Kunst, und selbstverständlich sind die ersten Opfer, ganz entsprechen dem Bild der Gesellschaft, die Gitans! Roma-Künstler werden Aktivisten, weil die Sachlage sie dazu zwingt.“ (Gabi

Jiménez, in: ebenda, S. 29) Entsprechend kämpferisch bringt Jiménez auch seine künstlerischen Ambitionen zum Ausdruck: „Bin ich Franzose? Bin ich Zigeuner? Beides? Bin ich ein menschliches Wesen? Ein Untermensch vielleicht? [...] Ich bin ein Krieger. Ich bin Teil der Armee der Fahrenden, der Gitans, der Roma. Ich bin ein Rebell, ein Guerilla-Söldner, dessen mörderischen Waffen die Pinsel, die Stifte, die Finger, die Gedanken, die Aufschreie, die Reaktionen sind. Meine Schlachtfelder sind die Ausstellungsräume und die Medien. Das ist für mich Kunst. Ebenso wie Picasso, der sagte, dass Kunst nicht um der Dekoration der Wohnungen willen gemacht werde, sondern ein Akt des Engagements sei, eine kriegerische Handlung.“ (Gabi Jiménez in: Have a look into my life!, Selbstdarstellung der Roma in der zeitgenössischen Kunst, hrsg. v. Delaine Le Bas, Ursula Glaeser, Astrid Kury, Drava: Klagenfurt-Wien 2014. Keine Paginierung!) Auf der anderen Seite ist dieses aktivistische Kunstschaffen ein Kommunikationsangebot an die Mehrheitsgesellschaft. Die finnische Künstlerin und Autorin Kiba Lumberg ist Romni und sieht sich gerade nicht als Roma-Künstlerin: „Ich lehne alle kulturell codierten Regeln und Bräuche ab. Ich will die Dinge nicht nur von einer eingeschränkten Perspektive aus betrachten.“ Dennoch ist sie überzeugt, dass mithilfe von Kunst Probleme auf eine eingängige Weise anschaulich gemacht werden können – als Bewusstseinsbildungsarbeit für die Anliegen der Roma/Romnien: „Ich glaube, Kunst ist eine eigene Sprache, die mit und zwischen den Menschen funktioniert.“ (Kiba Lumberg in: „Have a look into my life!“)

Und auch Alfred Ullrich, deutsch-österreichischer Performance-Künstler und Druckgrafiker, ist überzeugt, dass „gerade auf dem Gebiet der bildenden Kunst die zwangsläufige Auseinandersetzung mit der Vorstellungswelt der Gadže dazu führt, ‚Rezeptions-schnittpunkte‘ zu produzieren, die sowohl von Roma als auch von Gadže wahrgenommen werden können. Das Ziel ist der Dialog.“ (Alfred Ullrich, Romale! S. 73)

Alle KünstlerInnen mit Roma-Hintergrund, die ich aus meiner kuratorischen Tätigkeit kenne, sehen, wie es der rumänische Maler George Vasilescu es formuliert, die Kunst als „mächtige und gewaltfreie Strategie“, „um eine Veränderung zu bewirken“. (George Vasilescu in: Have a look into my life!) Der künstlerische Aktivismus der Roma/Romnien zielt einerseits darauf, „Missstände zu benennen und sichtbar zu machen“ und andererseits eine „Binnenperspektive“ zu eröffnen, „die die Wahrnehmung auf diese Gruppen hoffentlich langfristig verändern wird“, wie der bosnisch-deutsche Fotograf Nino Pušija die Ambitionen für seine fotografischen Langzeitdokumentationen der Marginalisierten Europas beschreibt. (Nino Pušija in: Have a look into my life!) Es geht darum, ein besseres Verständnis durch die Beschreibung einer Innenperspektive zu bewirken und damit auch „den herablassenden Blick auf diese Lebensweise“ zu konterkarieren, wie es die französische Bildhauerin Marina Rosselle versucht. Wichtig ist dabei, nicht nur eine Veränderung in der Mehrheitsgesellschaft zu bewirken, sondern das Selbstbewusstsein der jungen Roma und Romnien zu stärken: „Die Kunst kann den jungen Roma in einer sensiblen Weise helfen, Wissen und Verständnis über die Welt zu erlangen.“ (Marina Rosselle in: Have a look into my life!) Und alle sehen sich selbst in erster Linie als Künstlerinnen und Künstler, deren eine Facette ihrer Identität, die so vielschichtig ist wie die aller anderen Menschen, eben von ihrer Herkunft geprägt ist und den damit einhergehenden Erfahrungen, die sich über Generationen in tiefste Wahrnehmungsschichten eingepreßt haben.

Der Begriff „Roma-Kunst“ macht klar, wer spricht, in einer Situation, wo Roma/Romnien nicht selbstverständlich Gehör finden in der Mehrheitsgesellschaft, wo kulturelle Selbstdefinition in den Medien der Mehrheitsgesellschaft sich erst langsam durchsetzt und wo kulturelle Räume für Roma/Romnien noch kaum vorhanden sind. Somit ist „Roma-Kunst“ kein künstlerischer, sondern ein politischer Terminus. Es ist ein temporärer Begriff des künstlerischen Aktivismus, der eine Übergangszeit markiert, die von der Hoffnung getragen ist, dass es zu einer Zeit der gegenseitigen Akzeptanz, des Respekts und der Anerkennung kommen wird. Denn dann wird es unnötig sein, von „Roma-Kunst“ zu sprechen.

Die KünstlerInnen, die ihre ethnische Identität, ihr Roma-Sein zum Gegenstand einer zwischen Kunst und Aktivismus angesiedelten Lebens-Arbeit machen, beschreiten einen mutigen Weg. Sie thematisieren die physische und strukturelle Gewalt, denen Roma/Romnien seit Jahrhunderten bis heute ausgesetzt sind, in einer künstlerischen Verdichtung, so dass die zugrundeliegenden Strukturen von Verfolgung und Ausgrenzung in den Vordergrund rücken. Das Ergebnis ist für uns alle, die wir uns in einer Epoche von Flucht und Migration, von wachsendem Nationalismus und zunehmender Ungleichheit befinden, von größter Bedeutung. Die westliche Kunstwelt wiederum steht vor der Herausforderung, die im Kunstsystem selbst verborgenen hegemonialen Konzepte aufzuarbeiten, die trotz der steten Auseinandersetzung der KünstlerInnen und KuratorInnen mit den verschiedenen Formen von Gesellschaftskritik aufgrund ihrer Systemimmanenz langfristig wirksam bleiben. Gerade die Beiträge der bisher Ausgeschlossenen spielen hierbei eine eminente Rolle, indem sie von verschiedenen Blickwinkeln zeigen, wie Ausgrenzung grundsätzlich „funktioniert“. Die inzwischen berühmteste Künstlerin im Bereich des künstlerischen Aktivismus der Roma, Delaine Le Bas, betont, dass immer noch der „weiße, westliche Blick“ bestimme, was Kunst sei und sein dürfe. Diese „kolonialistische, paternalisierende, ethnografische Art, uns zu beschreiben, muss jetzt ein Ende finden. Wir können für uns selbst sprechen, und uns selbst präsentieren, so wie wir es wollen.“ (Delaine Le Bas, Vorwort in: Have a look into my life!) – Kunst auf dem Weg zu einer selbstdefinierten kulturellen Identität, fern von den Untiefen der Assimilation.

Die Gefahr dieses Übergangszeit-Begriffs „Roma-Kunst“ allerdings ist, dass die KünstlerInnen erst wieder in eine Nische gedrängt werden: Ist man erst einmal als „Roma-Künstler“ in Ausstellungen präsent, wird eine Distanzierung von diesem Label in weiterer Zukunft schwierig. Denn es folgen immer wieder neue Ausstellungseinladungen zu diesem Thema, sodass sich die Festschreibung verstärkt. Hier abzuwägen und sich künstlerische Freiheit und Selbstbestimmung zu erhalten, um in verschiedenen Kontexten Präsenz zu haben, wird für die neue junge Generation von KünstlerInnen nicht einfach sein – aber es scheint, dass sich diese neue Generation nicht mehr einschränken lassen wird. ◀

70

ig kultur | ig arbeit

TC ROMA Foto- tagebuch



Fotos: © Foto: Patrick Kwasnitewski

Jérôme Segal

Roma und Juden: vom Kennenlernen zum voneinander Lernen

Jérôme Segal ist Assistenzprofessor an der Universität Paris-Sorbonne und Forscher am Ludwig Boltzmann Institut für historische Sozialwissenschaft in Wien.

Sobald man sich fragt, wie viele Juden und Roma in Österreich oder in der ganzen Welt leben, gerät man schon in Schwierigkeiten. Schätzungsweise geht man von ca. 35.000 Roma und 15.000 Juden in der Alpenrepublik aus und in der ganzen Welt vielleicht von zehn Millionen Roma und 14 Millionen Juden. Die Zahlen sind also ähnlich groß. Was macht aber einen Menschen zu einer Romni oder einer Jüdin (bzw. zu einem Roma oder einem Juden)? Es hat in beiden Fällen mit Familie, Tradition, Kultur, Zugehörigkeit zu einem Volk, fremder Zuschreibung und natürlich auch Geschichte zu tun. Ein Vergleich zwischen den beiden Völkern sollte dabei helfen, Brücken zu schlagen. Roma und Juden könnten dabei voneinander lernen.

Da das Judentum eine Religion mit Konvertierungsmöglichkeiten ist, kann es nur um ein soziales Konstrukt und nicht um eine Ethnie gehen, wenn man vom „Jüdischen Volk“ spricht. So kam es in der Geschichte manchmal zu massiven Konvertierungen, etwa bei den Berbern im vorislamischen Maghreb oder bei den Chasaren im 9. Jahrhundert in Zentralasien. Das Gefühl, diesem Volk zugehörig zu sein, bedeutet impliziter Weise eine Anbindung an eine Geschichte, die heute immer noch stark vom Zweiten Weltkrieg geprägt ist. So ist es auch für Roma (damit sind Roma und Sinti gemeint), die ebenfalls von einem Völkermord betroffen waren. In der Geschichtsschreibung herrschte leider noch bis vor kurzem eine gewisse Hegemonialstellung jüdischer

Geschichte gegenüber der von Roma, sei es auf nationalen oder internationalen Ebenen. Nehmen wir zum Beispiel der Film „Shoah“ von Claude Lanzmann (1985), von vielen als ein Meisterwerk betrachtet, auf jeden Fall aber als Meilenstein zu sehen. Der Film dauert über neun Stunden, die Ermordung von Roma kommt aber nie vor. In ganz Europa wurden sehr viele Denkmäler für die Ermordung von Juden errichtet, Entschädigungsfonds wurden kreiert, aber Roma aus dem Konzentrationslager in Lackenbach wurden erst 1988 mit den anderen KZ-Häftlingen hinsichtlich der Entschädigung gleichgestellt. In anderen EU-Ländern war es nicht besser: Bis 1946 wurden Roma in Frankreich interniert. Im Konzentrationslager Auschwitz, das metonymisch für alle anderen steht, gibt es erst seit 2001 eine Dauerausstellung zum Thema „NS-Völkermord an Roma und Sinti“. Es kann jedoch nicht darum gehen, eine Opferkonkurrenz zu fordern, sondern eine Solidarität hervorzurufen und dabei Zahlen im Kopf zu haben: Was Österreich angeht, wurden von 200.000 Juden ca. 65.000 ermordet, also ein Drittel. Roma gab es nur um die 11.000, man schätzt aber, dass knapp 10.000 in den Tod getrieben wurden. Das sind 90%.

Es sind meistens Juden, die auf dieses Defizit an Anerkennung aufmerksam gemacht und die Lücke geschlossen haben. Hannah Lessing hat dabei als Generalsekretärin des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus eine wichtige Rolle gespielt, es gab auch Projekte wie „The Vienna

Project“, initiiert von einer US-Amerikanerin, Karen Frostig, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Performances und Installationen zu organisieren, Erinnerungsorte für sieben Opfergruppen, darunter Juden und Roma, in der Bundeshauptstadt zu bestimmen. Aber auch im Jüdischen Museum wurde 2010 eine Podiumsdiskussion organisiert, und zwar als Roma in Frankreich von der Polizei verfolgt wurden. Darüber hinaus verpasst das Jüdische Filmfestival nie eine Gelegenheit, Filme, die sich ausschließlich mit der Geschichte der Roma auseinandersetzen, mit ins Programm zu nehmen, darunter etwa „Liberté“ von Tony Gatlif.

Neben diesen Aspekten, die zum kulturellen Bereich oder zur Gedenkkultur gehören, gibt es auch einen politischen Bereich. Roma und Juden tauchen immer wieder als Feindbilder in rechtsextremem Gedankengut auf. In Österreich wechseln FPÖ-Funktionäre wie letztlich Susanne Winter [...] zwischen Antisemitismus und Antiziganismus. Wenn jedes Jahr die Hofburg für den Akademikerball missbraucht wird, damit Rechtsextremisten aus ganz Europa ungeniert und von der Polizei geschützt tanzen können, findet man Roma und Juden, die dagegen protestieren. Die Protestkultur ist vielleicht bei Juden stärker ausgeprägt, weil sie in der jüdischen Kultur eine längere Tradition hat, vielleicht weil es auch eine Ausdrucksform der jüdischen Identität ist, von Karl Marx bis Noam Chomsky über Daniel Cohn-Bendit (in 1968) oder Sigmund Freud, der damals schrieb: „Als Jude war ich dafür vorbereitet, in Opposition zu gehen und auf das Einvernehmen mit der kompakten Majorität zu verzichten.“

Es gibt aber auch Werte, die für Roma unabdingbar sind und von denen manche Juden lernen könnten. Die Roma bilden das einzige Volk, das keine Heimat hat, das keine territoriale Forderung stellt. In diesem Sinne sagte mehrmals der Schriftsteller Günter Grass: „Unter uns allen, sind sie die Europäischsten.“ Sie stehen vorbildlich für den Kosmopolitismus, ein Begriff, der auch für Juden von großer Bedeutung ist. Für manche Juden, vielleicht die Hälfte von ihnen, ist Israel eine Heimat, ein Anbindungspunkt. Man könnte sich vorstellen, dass die Forderung, Westjordanland zu annektieren, an Bedeutung verlieren würde,

wenn dieser Kosmopolitismus wirklich ausgelebt würde. Im Gegenzug könnte sich ein Blick in die jüdische Geschichte als lehrreich für Roma erweisen. Die Besonderheit des jüdischen Völkermords wurde durch den Film „Shoah“ verbreitet und mit einem ähnlichen Film oder einem Buch könnte das Romanes-Wort „Porajmos“ (auf Deutsch „das Verschlingen“) eine größere Resonanz finden. Wenn man sich mit Roma und Romnija unterhält, werden häufig die Traditionen als wichtige Identitätsmerkmale genannt. Die Infragestellung von diesen Traditionen kann aber eben eine Grundbedingung des Fortschritts sein. Viele sind erstaunt, wenn sie erfahren, dass der Gründer des politischen Zionismus, Theodor Herzl, einen Christbaum in seiner Wiener Wohnung hatte und sich weigerte, seinen Sohn Hans beschneiden zu lassen. Es gibt heute sogar eine Bewegung unter Juden, die im Namen von Kinderrechten für die Abschaffung dieser Tradition kämpft („Jews against circumcision“). Wäre es nicht zu einfach, sich als Jude zu definieren, weil man seinen Sohn an den Genitalien verstümmelt hat?

Und wie steht es mit der Frage der Abstammung? Sind Kinder von Juden und Roma auch Juden oder Roma? Wie geht es, wenn nur ein Elternteil Jude oder Roma ist? Beim Treffen mit Romnija aus Spanien und Österreich im Rahmen des Projekts „TC Roma“ über die Rolle der Frau aus der Roma und Sinti-Community ist es zu heftigen Diskussionen gekommen. Manche Juden haben eine Lösung: „Jude ist, wer eine jüdische Mutter hat“, behaupten sie. Diese Definition ist aber rekursiv und unendlich (weil man das „Jüdisch-Sein“ der Mutter prüfen soll, dann das von der Großmutter usw.). Es wird auch eine fremde Zuschreibung bei Menschen, die nicht Juden sein wollen, obwohl sie eine jüdische Mutter haben. Sie ist außerdem sexistisch, und die Geschichte des 20. Jahrhunderts hat uns gelehrt, wie gefährlich es ist, Religion und Genetik zu mischen. Solche Definitionen, die die Identitäten eines Menschen betreffen, sollten vielleicht nur deklarativ sein: Jude ist, der sich als Jude erklärt, und genauso für Roma. In den letzten 30 Jahren wurden viele Kontakte zwischen Roma und Sinti geknüpft. Es kann nur zu einer gegenseitigen Bereicherung kommen, wenn Respekt und Vernunft im Zentrum bleiben. ◀



Christof Thöny & Werner Dreier

Seismographen der Erinnerung

[_erinnern.at_](#) und seine Aufgaben

*Werner Dreier ist Historiker und Geschäftsführer von [_erinnern.at_](#).
Christof Thöny ist Obmann des Museumsvereins Klostertal und lebt in Bludenz.*

Der Verein [_erinnern.at_](#) [Nationalsozialismus und Holocaust: Gedächtnis und Gegenwart] ist ein Vermittlungsprojekt des Bundesministeriums für Bildung und Frauen für Lehrende an österreichischen Schulen. Werner Dreier, geb. 1956, studierte Geschichte und Germanistik, unterrichtete bis 2000 und leitet seither diese Projektstelle. Er gehört als österreichischer Delegierter der International Holocaust Remembrance Alliance an. Christof Thöny führte mit ihm das nachfolgende Gespräch.

Christof Thöny—

Werner Dreier, das Thema dieser Ausgabe der Zeitschrift „WILL-KOMMEN“ lautet Erinnerungskulturen. Diese spielen in eurem Netzwerk [_erinnern.at_](#) eine maßgebliche Rolle. Welche Schwerpunkte sind dabei zu benennen?

Werner Dreier—Wir beschäftigen uns mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust, also einerseits mit Ereignissen, die schon ein bis zwei Generationen in der Vergangenheit liegen, andererseits mit einer emotional und intellektuell hoch aufgeladenen Geschichte, die dadurch sehr präsent ist. Wir sprechen beim Nationalsozialismus von einem gesellschaftlichen Großprojekt, das den Anspruch auf Umgestaltung der sozialen, politischen, geographischen Ordnung, aber auch der intellektuellen Sphäre und der Werteordnung hatte. Diese grundstürzende Neuordnung wurde durch ungehemmte Massengewalt zunächst gegen Teile der eigenen Bevölkerung, dann der europäischen

Völker umgesetzt. Obwohl dieses Großprojekt mit der Niederlage im Zweiten Weltkrieg zusammenbrach, wirkt es bis heute nach. So bestehen Vorstellungen von der richtigen Weltordnung, Wertehaltungen fort. Die Vorstellung von einer ethnischen Homogenisierung der deutschen und österreichischen Gesellschaft zu einem gleichen und gleichberechtigten Staatsvolk der Deutschen und deutschsprachigen Österreicher hat Auswirkungen bis in unsere Gegenwart: Inwieweit knüpft der Sozialstaat, wie wir ihn kennen, noch an Vorstellungen der Volksgemeinschaft an, und inwieweit kommt er mit der neuen ethnischen und sozialen Diversität zurecht?

Doch auch auf einer ganz persönlichen Ebene reicht diese Vergangenheit in unsere Gegenwart: Familien und Nachfahren der Verfolgten, Ermordeten und Erniedrigten leben in ihrem Schatten. Familien und Nachfahren der ehemals Überzeugten versuchen, zu begreifen, wer ihre Großväter damals waren und wie sie für sich die Bilder der geliebten Nächsten mit den Bildern der schrecklichen Anderen zusammen denken.

Christof Thöny—

Welche Initiativen der vergangenen Jahre lagen bzw. liegen dir persönlich besonders am Herzen?

Werner Dreier—Mir ist ganz besonders wichtig, mit den noch lebenden Menschen, die damals zu Opfern gemacht wurden, heute anerkennend und respektvoll umzugehen. Ihre

Erfahrungen und ihre Geschichten bilden einen der Schwerpunkte unserer Arbeit. Wir ermöglichen Lehrpersonen beim jährlichen Seminar für Zeitzeuginnen und Zeitzeugen die Begegnung mit jenen Menschen, die noch bereit und fähig sind, in Schulen zu gehen. Und wir erarbeiten auf der Grundlage von Video-Interviews mit Zeitzeugen des Nationalsozialismus Unterrichtsmaterialien für Schulen.

Die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen von Leid, Tod, Erniedrigung und Verlust sind herausfordernd. Wie konnte das aus unserer Gesellschaft heraus entstehen? Wer war dafür verantwortlich? Viele, die diese Spannung nicht aushalten, rutschen ab: Manche identifizieren sich mit den zu Opfern gemachten Menschen und vergessen dabei, ihre eigene Herkunft kritisch zu durchleuchten. Andere entlasten sich dadurch, indem sie die Opfer und ihre Nachkommen bezichtigen, selbst Schuld zu sein oder doch auch heute nicht anders zu handeln als die eigenen Vorfahren damals.

Wir gaben auf vielfältige Art und Weise die Geschichte von Jehudith Hübner [vormals Judith Winkler] wieder, die uns erzählte, wie sehr es sie noch heute bedrückt, ihre kleine Schwester Edith nicht gerettet zu haben. Nunmehr bringen wir ein neues Unterrichtsmaterial in die österreichischen Schulen, das die Frage stellt: „Wer ist schuld am Tod von Edith Winkler?“ Unsere Antwort steht im Untertitel: „Völkermord als gesellschaftliche Verantwortung.“

Christof Thöny—

Ein wesentlicher Bestandteil eurer Arbeit liegt in der Organisation der Seminare für Lehrerinnen und Lehrer in Yad Vashem. Inwiefern wirken diese in den österreichischen „Bildungsalltag“ hinein?

Werner Dreier—Bislang hatten in 28 Seminaren in Israel etwa 600 Lehrerinnen und Lehrer die Möglichkeit, in diesem zweiwöchigen Seminar nicht nur über den Holocaust und die Folgen für die israelische und österreichische Gesellschaft zu lernen, sondern sich vor allem damit in Yad Vashem, der zentralen Gedenkstätte des jüdischen Staats auseinanderzusetzen. Dort wurden und werden schon viele Gewissheiten gestört, mit denen die österreichischen Lehrpersonen hin kamen: Das Selbstverständnis, zu den „Guten“ zu gehören, die angemessen und oft auch angestrengt im heutigen Österreich die Erinnerung an den Völkermord und seine Opfer hochhalten, wird hinterfragt

durch jüdische WissenschaftlerInnen, die in den Österreichern weniger die Individuen als vielmehr die Vertreter dieser Gesellschaft sehen, die sich so schwer tut mit der Anerkennung und Auseinandersetzung.

Die LehrerInnen kommen nicht nur mit neuen Erfahrungen zurück, sondern auch mit konkreten Vorhaben für ihren Unterricht, die sie anschließend realisieren. Dieser Transfer in die Schulpraxis gelingt deutlich besser, wenn das Seminar Teil eines längeren Lehrgangs wie dem Lehrgang „Pädagogik an Gedächtnisorten“ [in Kooperation mit der PH Oberösterreich] ist.

Christof Thöny—

Inwiefern prägt die aktuelle politische Lage in Israel die Abwicklung solcher Seminare?

Werner Dreier—„Die aktuelle politische Lage“ heißt für Israel, dass sie laufend eine andere ist. Wir hatten Seminare während der zweiten Intifada, als es Attentate auf Omnibusse gab, wir sagten ein Seminar wegen der Raketenangriffe auf Israel während des zweiten Irak-Kriegs ab. Wir waren letztes Jahr mit einem Seminar im Land, als es wieder Raketenangriffe im Grenzraum gab, sagten dann das zweite Seminar ab. Kurz: Aktuell sind die vielschichtigen Konflikte in der Region immer, nur halt jedes Mal wieder anders. Das Paradoxe daran ist, dass sich die meisten Seminar-TeilnehmerInnen auch zu den angespanntesten Zeiten im Land zumeist sicher fühlten und keine Absage des Seminars wollten. Wenn wir absagten, dann vor allem weil ein Lernen über Holocaust und Nationalsozialismus durch die Tagesaktualitäten und wegen der besorgten Angehörigen Zuhause uns stark beeinträchtigt schien.

Wir sind uns schon bewusst, dass wir die Realität im Land, die Spannungen, die Fragen nach Gleichberechtigung der israelischen Araber und der Besatzung weiter Teile der Gebiete der Palästinenser nicht ausklammern können. Und gleichzeitig wissen wir, dass wir in der kurzen Zeit neben den eigentlichen Seminarinhalten diese komplexen Fragen auch nicht angemessen behandeln können. Wir glauben, dass wir mit dem Seminarteil am Center for Humanistic Education an der Gedenkstätte Lohamei Hagetaot einen guten Ort gefunden haben. Dieses Bildungsinstitut im so gemischten jüdisch-arabischen Norden Israels richtet sich dezidiert an arabisch-palästinensische und jüdische Jugendliche und gibt uns einen Einblick in die pädagogische Arbeit. Und auch die zweitägige, geführte Rundreise durchs Land gibt einen Einblick.



► **Christof Thöny—**

Wo siehst du noch Lücken in der Vermittlung des Themenkreises Nationalsozialismus und Holocaust an österreichischen Schulen?

Werner Dreier—Für mich stellt sich immer dringlicher die Frage nach dem Wozu: Wozu unterrichten wir über Nationalsozialismus und Holocaust? Dies als Unterfrage der Frage, wozu wir Geschichte unterrichten. Diese Frage stellt sich mir angesichts einer immer diverseren Gesellschaft, in der die Fliehkräfte zunehmen und die Zentrifugalkräfte stark gefordert sind. Müssen wir in einer gesellschaftlichen Situation, die sich der amerikanischen immer mehr annähert, in unseren Schulen auch vermehrt die Leistungen der amerikanischen Schulen bringen? Konkret heißt die Frage, ob wir immer mehr Sozialisations- und Erziehungsaufgaben in den Mittelpunkt auch der mittleren und höheren Schulen stellen müssen. Was wäre dann der angemessene Platz für Lernen über Nationalsozialismus und Holocaust? Die Antwort aus Amerika wäre: ein zentraler. Und der Begriff dafür: Holocaust education.

Christof Thöny—

Das Ende des Zweiten Weltkriegs liegt mittlerweile 70 Jahre zurück. Mit der fortschreitenden zeitlichen Distanz wird es zunehmend schwieriger, Zeitzeugen zum Holocaust zum Holocaust finden. Wie soll mit dieser Situation in Zukunft umgegangen werden?

Werner Dreier — Wir erleben in unseren ZeitzeugInnen-Seminaren ein Paradox: Noch immer kommen jedes Jahr neue Zeitzeuginnen hinzu, zumeist eben Frauen, die als Kinder oder Jugendliche die Verfolgungen überlebten. Die Zeugen aus dem Kreis der Täter hingegen sind wirklich nur noch kurze Zeit unter uns, waren sie doch damals zumindest junge Erwachsene. Doch diese Zeitzeugen gehen auch nicht in Schulen, sondern

wenige stehen noch vor Gericht, und ihre Erinnerungen und Erzählungen kommen über die Gerichtsberichterstattung und über Dokumentarfilme in die Schulen.

erinnern.at setzt ganz stark auf Videointerviews mit ZeitzeugInnen aus der Gruppe der Verfolgten, die wir für den Unterricht aufbereiten. Derzeit beforschen wir in einem internationalen Forschungsverbund, wie historisches Lernen mit Zeitzeugen-Videos tatsächlich funktioniert. Die ersten Ergebnisse sind ermutigend. Schülerinnen und Schüler sind interessiert und aktiv bei der Sache und empfinden das auch als guten Geschichtsunterricht.

Christof Thöny—

Du beschäftigst dich mittlerweile seit mehr als drei Jahrzehnten mit zeithistorischen Themen. Welche Veränderungen hast du persönlich in der Erinnerungskultur Vorarlbergs bzw. Österreichs wahrgenommen?

Werner Dreier—Ein Bild vermag das zu verdeutlichen: In den achtziger Jahren führte ich eine Gruppe Geschichtsinteressierte durch das ehemalige jüdische Viertel in Hohenems. Als wir vor dem damals herabgekommenen Haus standen, das heute das jüdische Museum beherbergt, hielt ein Polizeiauto an, und die Beamten fragten, was wir hier täten.

Vor ca. einem Jahr konnte man von derselben Stelle auf der Straße ein Transparent an einem der Nachbarhäuser sehen, das sich gegen den Verkehr in den Straßen wandte und auf dem stand: Hände weg von unserem jüdischen Viertel.

Für mich heißt das, dass diese Geschichte der ehemaligen jüdischen Gemeinde in Hohenems mittlerweile nicht mehr fremd, sondern angeeignet ist.

Einerseits. Andererseits habe ich heute angesichts von rassistisch und antisemitisch motivierten Gewalttaten und den Schmierereien am jüdischen Friedhof, am jüdischen Museum,

Fotos: ©_erinnern.at_, Claudia Rauchegger-Fischer



auf Gedenksteinen und auch am islamischen Friedhof sowie auf der zunehmenden Fremdenfeindlichkeit auch verstärkt das Gefühl, unsere Gesellschaft könnte durchaus in etwas Schlimmes kippen. Anders gesagt: In den achtziger und neunziger Jahren sah ich das mehr teleologisch: Aus der dunklen Vergangenheit leuchtet die Zukunft hervor. Heute ist die Geschichte von Nationalsozialismus und Holocaust für mich vermehrt ein Lehrbeispiel, an dem sich studieren lässt, wie sich Normalitäten verändern, wie das, was gestern unmöglich erschien, plötzlich Alltag ist, wie Handlungen, die unvorstellbar schienen, nicht mehr hinterfragt werden ...

Christof Thöny—

Inwiefern ist Erinnerung eine offizielle, staatliche Aufgabe, und inwiefern spielt die Zivilgesellschaft dabei eine Rolle?

Werner Dreier —Die „Erinnerung“ ist wohl immer etwas Individuelles, Persönliches, und „kollektive Erinnerung“ meint sowohl die Summe dieser persönlichen Erinnerungen wie auch den jeweiligen Erinnerungsdiskurs. Nur was innerhalb der Gesellschaft für wichtig erachtet wird, ist Teil dieses Diskurses. Das Einüben in diesen Diskurs, die Auseinandersetzung mit dieser als wichtig erachteten Vergangenheit gehört mit zum Sozialisationsprozess in unsere Gesellschaft. Durch reflektierte Aneignung dieser Geschichte werden wir zu Bürgern. In diesem Prozess ist neben der Zivilgesellschaft der Staat gefragt. Zu seinen Aufgaben gehört es, in den Schulen dafür die notwendigen Räume und Rahmenbedingungen zu schaffen.

Christof Thöny—

Welche Beiträge leisten Kulturschaffende in diesem Zusammenhang bzw. können dieselben leisten?

Werner Dreier —Kulturschaffende sind können Seismographen sein oder Lautsprecher. Die Seismographen zeigen an,

was sich tut, noch bevor die Mehrheit das spürt. Sie machen sichtbar und besprechbar. Die Lautsprecher verstärken einzelne Geräusche und übertönen damit alles andere.

Christof Thöny—

Wie kann die Zukunftsfähigkeit der Erinnerung an den Holocaust gewährleistet werden?

Werner Dreier—In meine Augen kann die eine Generation die nächste nur in der jeweils eigensinnigen Aneignung der gemeinsamen Vergangenheit unterstützen. Wir leben und denken vor, und je nachdem, wie konsistent wir leben und denken, wie wahrhaft und wie ernsthaft bemüht, je nachdem werden wir einen Eindruck bei der nächsten Generation hinterlassen. ◀

erinnern.at_ unterstützt im Auftrag des österreichischen Unterrichtsministeriums die Auseinandersetzung mit Holocaust und Nationalsozialismus im österreichischen Bildungswesen.

www.erinnern.at

www.neue-heimat-israel.at

www.romasintigenocide.eu

Büro

Kirchstrasse 9/2

A-6900 Bregenz

Tel +43-(0)5574-52416

office@erinnern.at

Margit Franz

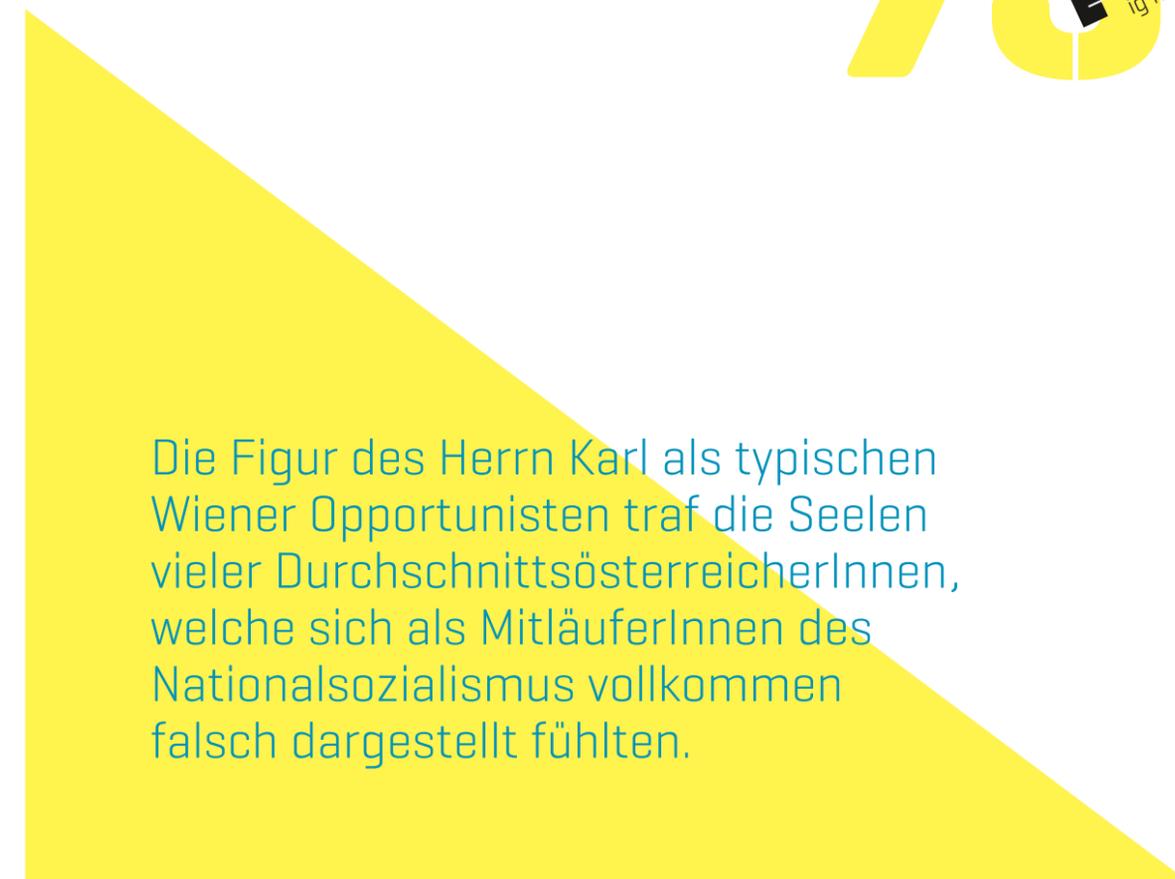
Herrschaft und Erinnerung: eine persönliche Spurensuche in Österreich

Margit Franz ist wissenschaftliche Projektmitarbeiterin des Institutes für Geschichte der Universität Graz und publizierte zuletzt zu österreichischen Flüchtlingen vor dem Nationalsozialismus nach Afrika und Asien.

„Man muß darüber reden. Schüler fragen KZ-Häftlinge“, forderte Monika Horsky 1989 und veröffentlichte Berichte von ZeitzeugInnen aus Konzentrationslagern. Damit setzte sie ein publizistisches Zeichen einer neuen Erinnerungskultur in Österreich. Mitläufer- und Koalitionsgeschichtsschreibung, Nachkriegsverdrängung und Opferthese hatten bis 1988 Österreichs Erinnerung an den Nationalsozialismus fast 50 Jahre lang dominiert. Die Diskussionen um „Waldheims Pferd“ hatten sie vom Thron gestürzt, langsam wurden Geschichtswerkstätten, Zeitzeugin-

nen aus dem Widerstand und der Opposition gesellschaftsfähig. Obwohl das „andere Österreich“ schon in den frühen Sechzigerjahren seine Stimme erhoben hatte: 1960 hatte der Kriegsdienstverweigerer Hans Lebert, der durch Vortäuschung einer Schizophrenie einer Verurteilung durch die Nationalsozialisten entgangen war, seinen Roman „Die Wolfshaut“ im Dorf Schweigen angesiedelt und durch den Außenseiter Johann Unfreund das kollektive Vergessen und Verdrängen der Gräueltaten der NS-Vergangenheit aufdecken lassen. Am 15. November 1961 durchbrachen Carl Merz und Helmut Qualtinger mit ihrem Fernseh-Stück „Der Herr Karl“ den „Schweigegebann über die Vergangenheit“ in Österreich. Die Figur des Herrn Karl als typischen Wiener Opportunisten traf die Seelen vieler DurchschnittsösterreicherInnen, welche sich als MitläuferInnen des Nationalsozialismus vollkommen falsch dargestellt fühlten.

Gegen diese vorherrschende Ignoranz gründeten ehemalige WiderstandskämpferInnen und engagierte WissenschaftlerInnen 1963 das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes – 18 Jahre nach Kriegsende. Damals galten WiderstandskämpferInnen als „EidbrecherInnen“, „VerräterInnen“ oder „MörderInnen“, ihre Leistungen wurden bagatellisiert,



Die Figur des Herrn Karl als typischen Wiener Opportunisten traf die Seelen vieler DurchschnittsösterreicherInnen, welche sich als MitläuferInnen des Nationalsozialismus vollkommen falsch dargestellt fühlten.

geleugnet und angezweifelt. Anstelle von Denkmälern für WiderstandskämpferInnen und Verfolgte waren in der Nachkriegszeit Kriegerdenkmäler für die gefallenen Wehrmachtsangehörigen errichtet und Veteranenverbände gegründet worden.

Erst 40 Jahre nach Kriegsende agierte das offizielle Österreich 1995 mit der Gründung des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus, „um die besondere Verantwortung der Republik Österreich gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus zum Ausdruck zu bringen“. Seit 1996 wurden die sogenannten SpanienkämpferInnen als Opfer politischer Verfolgung im Sinne des österreichischen Nationalfondsgesetzes anerkannt, seit 1997 Kärntner PartisanInnen, Hinterbliebene von hingerichteten, in Haft oder im Konzentrationslager verstorbenen Personen, ebenso Eltern und Kinder von Menschen, die der „Euthanasie“ zum Opfer gefallen waren, 1998 Kinder, die in der Zeit des Nationalsozialismus in der Anstalt „Am Spiegelgrund“ in Wien festgehalten worden waren, sowie EmigrantInnen nach dem Juli-Abkommen zwischen Deutschland und Österreich 1936. Nach heftigen Widerständen von Seiten des österreichischen Bundesheeres und der ÖVP erfolgte 2002 die Anerkennung von Wehrdienstverweigerern und Deserteuren aus

der Deutschen Wehrmacht. Es dauerte nochmals fünf Jahre bis Kinder von durch das NS-Regime geschädigten Kärntner SlowenInnen 2007 endlich offiziell als Opfer anerkannt wurden. Aber erst Maria Haderlaps Roman „Engel des Vergessens“, der 2011 auch den Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch erhielt, brachte diese Tatsache in ein breiteres – wenigstens – literarisches kollektives Gedächtnis Österreichs.

Politisches Verhandeln und vorherrschende Meinungen bestimmen Erinnerung und Gedenken an die Vergangenheit. Aktionen und Produktionen von engagierten KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen leiteten neue Erinnerungskulturen ein.

Wie und wer wird an marginalisierte, an den Rand gedrängte Menschen in Zukunft erinnern, wer an die Flüchtlinge, die vor Krieg und Vertreibung nach Österreich geflohen sind, wer an die Solidargemeinschaft, die diese Flüchtlinge umsorgt? ◀



Christof Thöny

Vorarlbergs Erinnerungskultur im Wandel

Christof Thöny ist Obmann des Museumsvereins Klostertal und lebt in Bludenz.

Am 14. November 2015 wurde am Sparkassenplatz in Bregenz ein Mahnmal enthüllt, das in unterschiedlichen Aussendungen – je nach politischer Gesinnung – als Widerstands- oder Deserteursmahnmal bezeichnet wurde. Die Medienkünstlerin Nataša Sienčnik schuf ein „Schaufenster der Zivilcourage“ in Form einer Faltblattanzeige (ähnlich jener, die früher bei Bahnhöfen üblich waren), in welcher an 100 Frauen und Männer erinnert wird, die sich dem nationalsozialistischen Regime widersetzen. Unabhängig davon, wie der Erinnerungsort nunmehr bezeichnet wird, waren sich alle Anwesenden einig, dass nicht zuletzt diese künstlerische Umsetzung sinnbildlich für einen Wandel der Erinnerungskultur in Vorarlberg in den vergangenen drei Jahrzehnten steht. Dies beweisen darüber hinaus zahlreiche regionale Beispiele, die bei einer Podiumsdiskussion im vorarlberg museum im Zuge des Rahmenprogramms zur Enthüllung des Denkmals vorgestellt worden waren.

Die Johann-August-Malin-Gesellschaft war neben den Vorarlberger Grünen maßgeblicher Motor für die Initiative des Deserteursdenkmals gewesen. Gegründet wurde diese historische Vereinigung 1982 mit dem Ziel, bisher „zu wenig berücksichtigte Themenstellungen der neueren Lokal- und Regionalgeschichte“

Vorarlbergs [nach www.malingesellschaft.at] zu erforschen und diskutieren. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen jener Zeit sind mit jenen von heute kaum mehr vergleichbar. Der historische Diskurs wurde von amtlich beauftragten Historikern wie Benedikt Bilgeri oder gar Verwaltungsbeamten wie dem zu einer eigenwillig ethnozentrierten Vorarlbergtümelei neigenden Landesamtsdirektor Elmar Grabher bestimmt, der seinerseits in der NS-Zeit Karriere gemacht hatte. In dieser Stimmung erregten die jungen, „linken“ Historiker einiges Aufsehen. Sie hatten ihre Gesellschaft nach Johann August Malin benannt, der 1942 wegen „Wehrkraftzersetzung, Vorbereitung zum Hochverrat und Verbreitung von Lügennachrichten ausländischer Sender“ in München-Stadelheim hingerichtet worden war und in seiner Heimatgemeinde Sattens mehr totgeschwiegen denn erinnert wurde. Zahlreiche bahnbrechende Arbeiten zu Verfolgung und Widerstand während der NS-Zeit und wesentlichen anderen Themen der Zeitgeschichte sind aus der Feder von Autoren der Malingesellschaft seit jener Zeit entstanden.

Die Rahmenbedingungen von historischen Diskursen in Vorarlberg veränderten sich Ende der 1980er- und vor allem im Laufe der 1990er-Jahre, in der Amtszeit von Landeshauptmann

Martin Purtscher. So wurde beispielsweise 1991 das Jüdische Museum in Hohenems eröffnet, das an die einzige größere jüdische Gemeinde Vorarlbergs und ihre vielfältigen regionalen und überregionalen Bezüge erinnert. Dabei spielen naturgemäß auch die Shoah und ihre lokalen Bezüge eine Rolle, was unter anderem bei der Verlegung von Stolpersteinen an die Opfer aus den jüdischen Gemeinden von Hohenems 2014 aufs Neue unter Beweis gestellt wurde. Bereits 1988 hatte sich das offizielle Vorarlberg dazu durchgerungen, in Form einer Gedenktafel an die Opfer der „NS-Euthanasie“ im Landeskrankenhaus Valduna zu erinnern. Manche Themenbereiche aus der Zeit des Nationalsozialismus blieben jedoch „heiße Eisen“. Besonders deutlich lässt sich das anhand der Diskussionen rund um den Einsatz von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern auf den Baustellen der Vorarlberger Illwerke illustrieren, die etwa ab 1995 Fahrt aufnahmen.

Seit den 2000er-Jahren ist in der Erinnerungskultur Vorarlbergs im Kontext der NS-Zeit eine Tendenz zu regionalen und lokalen Initiativen erkennbar, die vielerorts auch sichtbare Erinnerungsorte entstehen ließ. Am Beispiel der Landeshauptstadt Bregenz kann dies besonders deutlich aufgezeigt werden, indem sich eine Initiativgruppe aktiv um sichtbare Zeichen bemühte. Das führte etwa dazu, dass 2007 eine Gedenktafel für den Wehrdienstverweigerer Ernst Volkmann installiert wurde. Er hatte sich 1941 dem Eid auf Adolf Hitler widersetzt und wurde deshalb im Sommer des Jahres im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet. Mehr als schleierhaft wurde Volkmann auf dem Bregenzer Kriegerdenkmal als Gefallener des Zweiten Weltkriegs gelistet. Die an der Außenmauer der Pfarrkirche St. Gallus angebrachte Tafel, die 2010 durch eine Stele ersetzt wurde, macht sein Schicksal nunmehr deutlich. Außerdem existiert in Bregenz mittlerweile eine Ernst-Volkmann-Stiege, wie überhaupt mehrere Verbindungswege nach Personen benannt wurden, die sich aktiv dem nationalsozialistischen Regime widersetzt hatten. Auch in den ländlichen Regionen wurden Initiativen zur Erinnerung an die NS-Zeit zahlreicher. Das Kulturforum Bregenzerwald startete im März 2007 mit einer Podiumsdiskussion einen umfangreichen Prozess zur Auseinandersetzung mit der regionalen NS-Geschichte, wobei das Thema der „Euthanasie“ besondere Berücksichtigung fand. Daraus entstanden in den folgenden zwei Jahren eine Ausstellung, eine Publikation zum Thema sowie mehrere Erinnerungsstätten bzw. -tafeln in den Gemeinden des Bregenzerwalds mit den Namen der Opfer der sogenannten „Aktion T4“. Gerade in ländlichen Regionen sind solche Aktivitäten

Fotos: © Stadtarchiv Bregenz

häufig von kontroversen Diskussionen begleitet, nicht zuletzt an den örtlichen Stammtischen. Dies gilt insbesondere für die Gemeinde Silbertal im Montafon (über weitere Aktivitäten zum Thema in dieser Talschaft berichtet ein eigener Beitrag von Michael Kasper in diesem Heft). Ähnlich wie in Bregenz bestand auch in Silbertal Diskussionsbedarf hinsichtlich des örtlichen Kriegerdenkmals, jedoch nicht wegen eines Opfers des Widerstands, sondern vielmehr wegen eines ausgewiesenen Kriegsverbrechers, der dort unkommentiert aufgelistet war. Der Name Josef Vallasters, der als „Brenner“ in der Tötungsanstalt Hartheim und als Aufseher im Vernichtungslager Sobibor zum vielfachen Massenmörder wurde, war seit den 1980er-Jahren in Historikerkreisen bekannt. Eine öffentliche Diskussion in Vorarlberg und insbesondere im Montafon setzte im Sommer 2007 ein, als regionale Medien das Thema aufgriffen. Nach anfänglich vorherrschender Ratlosigkeit ob der Thematik setzte die Gemeinde Silbertal eine Geschichtswerkstatt unter der Leitung von Bruno Winkler ein, die sich der Aufarbeitung der lokalen NS-Geschichte annahm. 2009 wurde die Errichtung eines neuen Erinnerungplatzes anstelle des bisherigen Kriegerdenkmals durch die Gemeinde beschlossen. Drohungen von Neonazis beschleunigten die Entfernung des ursprünglichen Mahnmals. Der nach einem Konzept von Sarah Schlatter 2010 errichtete Erinnerungplatz erinnert in am Boden eingelegten Steintafeln an die gefallenen Soldaten des Ersten und Zweiten Weltkriegs sowie an die Opfer der nationalsozialistischen Gewalt. Auch die Rolle Josef Vallasters wird thematisiert. Der Ansatz fand in der Region größere Beachtung, wobei mittlerweile die mangelhafte Pflege des Platzes von der Künstlerin kritisiert wird. 75 Jahre nach dem Novemberpogrom von 1938 wurde 2013 in Lustenau ein von Udo Rabensteiner geschaffenes Denkmal für die Erinnerung an die Opfer von Widerstand und Verfolgung in der NS-Zeit der Öffentlichkeit übergeben. Hubert Lampert schuf im selben Jahr für die Gemeinde Fontanella im Großen Walsertal ein Erinnerungszeichen, das den Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern gewidmet ist, die zwischen 1942 und 1945 in der Gemeinde zum Arbeitsdienst gezwungen worden waren. Eine ähnliche Form der öffentlichen Erinnerung ist für 2016 auch im Klostertal geplant.

Eine Welt, die Helden brauchte
Ágnes Heller zitierte bei ihrer Rede zur Enthüllung des Mahnmals in Bregenz vor wenigen Wochen aus Brechts Drama „Galilei“: „Unglücklich sind die Zeiten, die Helden brauchen.“ Sie erinnerte an die wenigen Helden Vorarlbergs in den schlechtesten der Zeiten und meinte dazu: „Ein Mahnmal mahnt uns: Vielleicht, wer weiß, werden wir es noch brauchen.“ [Der Standard, 16. November 2015] ◀

Ein Dramolett von Andi Wahl

Kann man alles kaufen?

Andi Wahl ist Geschäftsführer von Radio FRO 150,0 und betreibt in Niederneukirchen einen Kulturverein.

[Vater und Kind sitzen am Frühstückstisch. Vater liest die Zeitung, das Kind isst Cornflakes und sieht dem Vater beim Lesen zu.]

Kind—

Du Papa!

Vater— Mhm.

Kind—

Du Papa, wo wohnt eigentlich Gott?

Vater— [blickt auf]: Wie kommst du den jetzt auf Gott?

Kind—

Die Oma sagt, dass Gott in meinem Herzen wohnt. Aber das möchte ich eigentlich nicht, weil vielleicht bekommt er bald Gäste, und ich kann mir nicht vorstellen, dass soviel Platz ist in meinem Herz.

Vater— Da musst du dir keine Sorgen machen. Die Oma hat nicht gemeint, dass Gott wirklich in deinem Herzen wohnt, sondern nur, dass du Gott lieb haben sollst.

[Kind isst, Vater liest weiter in der Zeitung.]



Kind—

Du Papa.

Vater— Mhm.

Kind—

Du Papa, wo wohnt den Gott, wenn er nicht bei mir wohnt?

Vater— Gott wohnt gar nirgends, weil es Gott nämlich gar nicht gibt. Das mit Gott ist nur eine Geschichte, die sich Leute ganz früher ausgedacht haben. Das ist ungefähr so wie mit Bibi Blocksberg und Benjamin Blümchen.

Kind—

[überrascht]: Benjamin Blümchen gibt es gar nicht wirklich?

Vater— Jep!

[Vater liest weiter die Zeitung, Kind schaut in die Luft und denkt nach.]

Kind—

Du Papa.

Vater— Mhm.

Kind—

Du Papa, kann man eigentlich alles kaufen?

Vater— Nein, alles kann man nicht kaufen. Aber viel und eigentlich immer mehr.

Kind—

Weil es immer mehr Sachen gibt?

Vater— Ja, das auch. Aber man kann heute Sachen kaufen, die man früher nicht kaufen konnte, obwohl es sie schon gegeben hat.

Kind—

Hunde zum Beispiel! Die sind früher zugelassen, und heute muss man sie kaufen. Schade eigentlich, weil zugelassen ist gratis und kaufen kostet. Da hätten wir uns Geld erspart.

Vater— Wir sparen auch so Geld, weil wir nämlich gar keinen Hund kaufen. Aber, was ich gemeint habe, ist, dass immer mehr Sachen und Handlungen verkauft werden, die man früher nicht verkaufen konnte. Weil das niemandem eingefallen wäre.



Kind—

Versteh' ich nicht.

Vater— Ist auch gar nicht einfach. Es ist so: Wenn man etwas verkaufen will, dann macht man das, was man verkaufen will, zu einer Ware. Und heute wird immer mehr zu einer Ware. Früher hatte man Freunde, denen man seine Sorgen erzählt hat. Heute geht man zur Supervision oder zur Therapie. Früher hat man sich um Kranke, Alte oder Kinder gekümmert. Das tut man heute auch noch. Aber immer mehr machen das die Leute, deren Beruf es ist, sich um andere zu kümmern. Auch, sich um jemanden zu kümmern oder jemandem zuzuhören, wird eine Ware. So geht das immer weiter, und es gibt tausend Sachen, bei denen wir uns heute noch gar nicht vorstellen können, dass man damit Geld verdienen kann.

Kind—

[überlegt]: Dann kann man vielleicht bald mit Spazierengehen Geld verdienen. Oder mit Weitspucken, oder noch besser mit Hundhaben! Oder mit Blödschauen. [lacht]

Vater— Schön, dass dich das amüsiert. Mir macht es Angst, weil ich befürchte, dass die Leute bald nichts mehr für einander tun wollen, wenn sie kein Geld dafür bekommen.

Kind—

Aber, wenn man mit allem Geld verdienen kann, dann kann man sich ja auch gegenseitig Geld geben. Ich würde dir was geben für's Papasein, und du gibst mir was für's Mit-dem-Hund-Spielen.

Vater— Wir haben gar keinen Hund.

Kind—

Sollten wir aber!

Gabriele Gerbasits

Wir brauchen Fakten, wir schaffen Fakten

Gabriele Gerbasits ist Geschäftsführerin der IG Kultur Österreich.

Kulturvereine in ganz Österreich sichern die kulturelle Grundversorgung bis in die entlegensten Täler des Bundesgebietes. Ohne die kontinuierliche Aufbauarbeit in diesen Vereinen hätten die Kultureinrichtungen des Bundes der Länder und der Städte weder ein nennenswertes Publikum noch ausreichend Nachschub an KünstlerInnen und Publikum. Weil aber nur diese staatlichen Einrichtungen für PolitikerInnen relevante Repräsentationsräume öffnen, bekommen diese den großen Teil vom Förderkuchen.

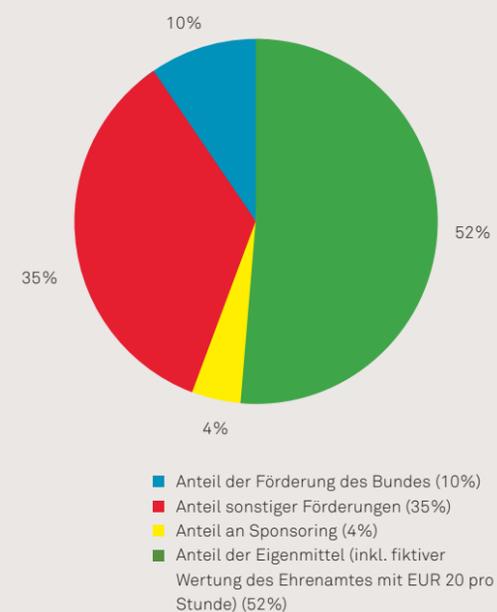
Um die Leistungen und Strukturen der unabhängigen Kulturvereine auch statistisch lesbar zu machen, hat die Ländervertretung der IG Kultur Österreich das Projekt „Basisdatenerhebung“ begonnen. Nach der Pilotphase 2013, in der Daten aus Vorarlberg, Oberösterreich, Wien, Steiermark und Tirol gesammelt wurden, kam 2014 Kärnten dazu, und 2015 konnten die langjährigen Erhebungen aus Salzburg dem Format angepasst werden. Mit der Beteiligung vom Burgenland und einzelnen Daten aus Niederösterreich ist seit 2015 das ganze Bundesgebiet erfasst, so dass durchaus der Anspruch auf eine aussagekräftige Datenlage erhoben werden kann.

Aus dieser Basisdatenerhebung soll im Laufe der Zeit ein Alternativer Kulturbericht zu den Kunst- und Kulturberichten des Bundes und der Länder entstehen. Er soll die autonome Kulturarbeit und deren Rahmenbedingungen transparent und vergleichbar machen. Anhand des Berichtes kann die Entwicklung der Kulturinitiativen über die Jahre vor allem hinsichtlich der Finanzierung, Anzahl der Arbeitsplätze, Anzahl der Veranstaltungen und der BesucherInnen verfolgt werden.

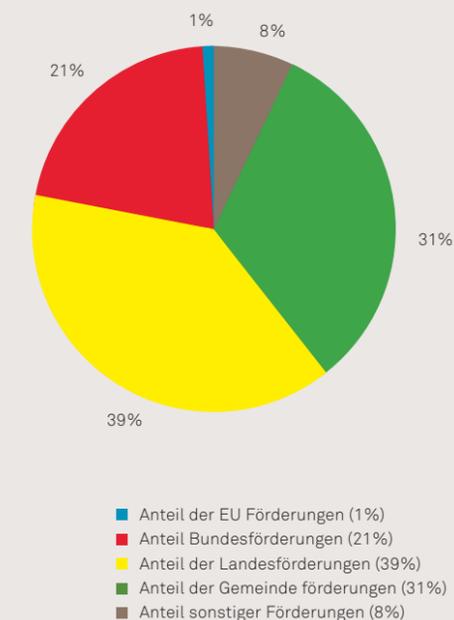
Es ist kein Geheimnis, dass zeitgenössische und regionale Kulturinitiativen einen wesentlichen und vitalen Beitrag in der österreichischen Kulturlandschaft bilden. Sie leisten den Großteil hiesiger Kulturarbeit und das obwohl sie nur fünf Prozent der Förderungen des Kunstsektors erhalten. Die restlichen 95 Prozent gehen an die wenigen großen staatlichen Kultureinrichtungen.

So zeigt die durchschnittliche Kostenstruktur, dass 52% der Kosten durch Einnahmen und unbezahlte Arbeit bestritten werden und nur 10% aus Bundesförderungen und 35% von anderen Förderstellen. Der Anteil am Sponsoring liegt mit 4% noch sehr tief. ◀

Durchschnittliche Kostenstruktur 2013



Durchschnittliche Verteilung öffentlicher Förderungen 2013



Wenn man einen Blick auf die Zusammensetzung der Fördermittel legt, erkennt man, dass sich die Gemeinden mit 31% stark engagieren und die Landesförderungen mit 39% den größten Anteil ausmachen. EU-Förderungen, die offenbar für die freien Kulturinitiativen nach wie vor schwer zu erhalten sind, liegen nur bei 1%.

Der ganze Bericht ist auf der Homepage der IG Kultur Österreich zum Download bereitgestellt.

„IN DUBIO PRO ARTE“

§ 17a Staatsgrundgesetz schreibt die „Freiheit der Kunst“ in die Verfassung. „Das künstlerische Schaffen, die Vermittlung von Kunst sowie deren Lehre sind frei.“ Das Bekenntnis zur Freiheit der Kunst ist aber nur scheinbar uneingeschränkt, da man sich 1982 für eine taxative Aufzählung entschlossen hatte. So fehlt „Förderung der Kunst“ und „Die Freiheit der Rezeption“.

Diese Freiheit der Rezeption würde nicht nur einen barrierefreien Zugang zu Theatern, Galerien, Museen, Ateliers, Kunstausbildungsstätten usw. im Verfassungsrang garantieren, es wären auch Veranstaltungsstätten, die von bestimmten Personengruppen nicht betreten werden dürfen verfassungswidrig. Ist die „Freiheit der Rezeption“ in der Verfassung ein Schritt zu mehr Freiheit oder birgt dieser Zusatz unerwünschte Folgen? Es wäre lohnenswert, in diese Diskussion einzutreten.

Erich Félix Mautner

Gabriele Gerbasits

TC Roma

Ein Projekt der IG Kultur Österreich
im Rahmen des EU-Programmes
„Europe for Citizens“

*Gabriele Gerbasits ist Geschäftsführerin
der IG Kultur Österreich.*

Der Diskurs um die Rolle der Frau aus der Roma- und Sinti-Community in der europäischen Gesellschaft hat verschiedene Aspekte. Die Situation unterscheidet sich in den europäischen Ländern und ebenso ihre historische Grundlage, gleichzeitig gibt es auch Einflüsse aus einem gemeinsamen europäischen Erbe. Unser Projekt versuchte, diese Fragen aufzunehmen und ihre Aufbereitung in die Initiation eines Netzwerkes münden zu lassen, dass die Handlungsmacht der Betroffenen in Gegenwart und Zukunft stärken soll.

Die Einreichung erfolgte im Bereich 1 „Europäisches Geschichtsbewusstsein“ und hat den Teilnehmerinnen folgende Fragen gestellt: „Was hat Geschichte mit meinem Leben zu tun? Wie beeinflussen politische Strukturen meine persönlichen Chancen? Was sind gemeinsame Werte in der EU, und wo finden Roma und Sinti ihren Platz?“

Das Situation der Roma und Sinti und ihr Bild in der Gegenwart sind durch die geschichtlichen Ereignisse und deren Aufarbeitung geprägt. In Österreich überlebten einige die Konzentrationslager des Zweiten Weltkrieges, mussten sich aber mit Diskriminierung in der Republik Österreich zurechtfinden. Die Frauen waren dabei auch von geschlechterbasierter Ungleichbehandlung betroffen. Spanische Roma wurden vor allem nach Mauthausen verschickt, wo viele von ihnen ermordet wurden. Nach

der Befreiung durch die Alliierten konnten die wenigen Überlebenden nicht mehr zurück in das faschistische Franco-Spanien. Wir betrachteten also verschiedene Umstände einer umfassenden Katastrophe – eine europäische Geschichte mit verschiedenen Strängen.

Frauen aus mehreren Generationen haben in diesem Projekt die Unterschiede und Gemeinsamkeiten des geschichtlichen Erbes und seines Einflusses auf ihr heutiges Leben diskutiert. Sie haben mit ZeitzeugInnen gesprochen, bedeutungsvolle historische Stätten, aber auch Einrichtungen, die gegenwärtig für das Thema relevant sind, besucht.

Der Austausch zwischen persönlicher Erfahrung und Lebenseinstellungen, historischer Aufarbeitung und Auseinandersetzung mit der heutigen Situation in verschiedenen europäischen Ländern im Kontext der Frage, wie historische Ereignisse das heutige Leben dieser Frauen beeinflussen, wurde nicht nur intersektional gut veranschaulicht, sondern auch in vielfältigen thematischen Aspekten behandelt.

TC Roma ist die für die Einreichung notwendige Abkürzung für „Today's Challenge for Roma Women Influenced By Historical Development“.

Unter #tcroma sind Fotos von den Treffen in Wien, Mauthausen und Barcelona zu finden. ◀

Fotos: © Patrick Kwaśniewski



Frauen aus mehreren Generationen haben in diesem Projekt die Unterschiede und Gemeinsamkeiten des geschichtlichen Erbes und seines Einflusses auf ihr heutiges Leben diskutiert.

Gilda-Nancy Horvath

Angst ist stumm. Liebe singt

Gilda-Nancy Horvath (32) ist Romni aus Wien. Sie ist seit über zehn Jahren als Journalistin in TV, Radio, Print und online tätig und arbeitet derzeit als Kommunikationsberaterin für das Projekt „RomArchive“ in Berlin.

Wir weinten in Mauthausen angesichts der Taten der Nationalsozialisten. Wir waren schockiert, umarmten uns, schluchzten, hörten den Herzschlag der Frauen, die ebenfalls zitterten.

Wir weinten in Barcelona auf dem Platz eines ehemaligen Frauengefängnisses, wo heute ein berühmtes Einkaufszentrum steht, inmitten touristischen Lärms, zwischen Menschen, die negierten, was dort noch bis Ende der 1950er-Jahre Realität unter Franco war. Das Gefängnis war nicht mehr sichtbar. Niemand wollte es jemals an diesem Platz gesehen haben. Doch warum hätte man das Gefängnis stehen lassen sollen?

Susanne Scholl vermittelte uns warum. Sie erklärte, dass Gedenken mehr ist als ein „Erinnern“ an unsere getöteten Vorfahren. Gedenken hat die Aufgabe, den Bezug zum Präsens, dem Jetzt und Hier, aufzuzeigen. In Zeiten wie diesen, in denen abermals Hetze gegen die Schwächsten in der Gesellschaft salonfähig wird, ein sehr wichtiger Ansatz. Zudem bemerkten wir Frauen

spätestens in der Gedenkstätte Mauthausen sehr klar, warum Gedenkstätten zu erhalten wichtig ist: Sie sind der Beweis dafür, dass es wirklich passiert ist. Davon zu stehen, sie zu sehen. Das hat mit uns allen etwas gemacht, einen Funken in uns gezündet, unser Bewusstsein wachgerüttelt. Einen Teil ins uns sprechen lassen, den wir Frauen lange nicht hören wollten.

Da wurde es uns allen klar: Die Verfolgung ist das einzige, das alle Roma in Europa miteinander teilen, wirklich gemeinsam haben. Eine traurige und zugleich große Erkenntnis. Die Roma-Gruppen sind sehr verschieden. Sie haben verschiedene Religionen, Musikstile, Kulturen, Sprachdialekte und Traditionen. Doch dieser eine Punkt zeigt, was die Roma in Wirklichkeit sind: eine Opfergemeinschaft, verbunden durch die Verfolgung in Geschichte und Gegenwart.

Nur das das Wort „Opfer“ verwendet niemand so gerne. Viele Zeitzeuginnen lehnen das Wort ab. Zurecht. Sie fühlen sich als

Die Verfolgung ist das einzige, das alle Roma in Europa miteinander teilen, wirklich gemeinsam haben.

Personen, die das unsägliche Grauen überlebt haben, davon beleidigt. Sie sind „Überlebende“, und ihre Nachkommen sind die Nachfahren der Überlebenden. Sie wollen keine Opfer sein.

Einen anderen Weg der Bewältigung zeigte uns Lily Habelsberger, deren Mutter das Konzentrationslager überlebt hatte und ihre Kinder im Geiste des bestmöglichen Schutzes erzog. Man könnte auch sagen: im Geiste der Angst. Lily sagte: „Der Holocaust ist immer bei mir, rund um mich herum.“ Sie erzählte, wie ihre Mutter sie auch im Sommer viel zu warm anzog, weil sie die Kälte des „Appell-Stehen“ im Lager niemals abschütteln konnte. Sie erzählte von Jahren der Psychotherapie, in denen sie verarbeitete, wie sie ihre Mutter hatte leiden sehen. Sie erzählte von einer Gruppe, in der sie teilnimmt – dort treffen sich die Kinder von Holocaust-Überlebenden mit den Kindern von so genannten „Täterfamilien“. Lily sagte: „Wir müssen all das hinter uns lassen, es gehen lassen, wenn wir jemals wieder gesund werden wollen.“

Wir fragten uns danach, ob wir in irgendeiner Form „krank“ sind und mussten schließen erkennen: ja. Wir sind krank. Krank vor Angst. Angst, die wir seit Generationen weitergeben. Angst, die nicht einfach vergeht. Angst als Schutz unserer Community. Als Schutz unserer Herzen und Psyche. Sie hüllt uns ein, sie hält uns zurück, sie lähmt uns. Und dennoch – sie einfach aufzugeben, käme einem Verrat an unseren Vorfahren gleich. Zumindest fühlt es sich so an.

Wir lachten auch. Viel sogar. Abends im Hotelzimmer, wenn wir versuchten, über die banalen Dinge des Alltags zu reden – Schuhe, Mode, Musik, Parfum. Doch es gelang uns nie, banal zu bleiben. Da war die Geschichte von D., die aus einem lächerlich kleinen Dorf am Balkan kam. Sie lebt heute nicht mehr dort, und

darüber ist sie sehr froh. Sie wird dort geächtet, weil ihr Mann kein Roma ist. Doch sie wird auch geächtet, weil ihr Wesen, ihre künstlerische Anmut, ihre liberale Haltung nicht hineinpasst in die streng abgegrenzte Mentalität der Menschen in diesem Dorf. Ja, sie vermisst ihre Familie, doch vorher, als sie noch dort lebte, da hat sie die Freiheit vermisst.

Da war die Geschichte von I., die D. mit Herzklopfen lauschte, denn sie war nicht bei Roma aufgewachsen, war frei von all den Stereotypen, die andere aus der Roma-Community in sich trugen – und doch lauschte sie dieser Geschichte nicht nur mit Neugier, sondern auch mit einer gewissen Sehnsucht nach dem bisschen „Roma“, dass ihr bisher im Leben negiert worden war und dass sie letztlich auch in diesen Austausch mit uns geführt hatte.

Wir sahen uns reihum an – und bei alledem, was wir zu erzählen hatten, war genau das Gegenteil davon, was uns verband. Das Schweigen, dieses eiserne konsequente Schweigen, dass wir alle aus unseren Familien kannten. Ein Schweigen, das in sich so konsequent ist, dass auch darüber selbst nicht geredet werden kann. Ein Schweigen so stumm, dass es die Ohren betäubt.

Wir Frauen kannten es alle von zu Hause. Im Laufe unseres Austausches lernten wir, dass dieses Schweigen viele Gründe hatte. Ein Grund war und ist, dass über diese schmerzvollen Dinge zu sprechen, für die meisten unmöglich war, ohne das Gefühl von damals wieder lebendig zu machen. Ein weiterer Grund war, dass sie uns keine Angst machen wollten, unsere Vorfahren, uns nicht belasten wollten. Manche gingen sogar so weit und sprachen nie mehr ihre Muttersprache Romanes, um ihren Nachfahren, den „Kleinen“, das Stigma zu ersparen, dass sie zuvor fast das Leben gekostet hätte.

Das Schweigen suchte sich seinen Weg in unsere Herzen. Dort ist ein Platz, an dem wir sehr lange geschwiegen haben.

► Doch das Schweigen schützte uns nicht. Wir Frauen waren uns einig.

Letzten Endes waren wir ein Haufen ziemlich verschiedener Frauen. Doch wir spürten vom ersten Moment an, dass wir etwas ganz Gravierendes gemeinsam haben. Etwas, über das keine von uns bisher viel geredet hatte, vielleicht auch, weil wir es nicht begreifen konnten, etwas, was man auch nur sehr schwer in Worte fassen kann.

Das Schweigen suchte sich seinen Weg in unsere Herzen. Dort ist ein Platz, an dem wir sehr lange geschwiegen haben. Ein stummer Platz, der erst jetzt bei diesem Treffen mit Worten gefüllt wurde. Wie ein Damm, der bricht, war diese Stille, die nun schreien wollte. Diese Kraft kann niemand alleine aufbringen. Es braucht andere, die einen dabei stützen und umarmen. Es braucht ein Gegenüber, das tatsächlich versteht, was passiert. So war jede Romni ein Geschenk für die andere. Wir haben aufgehört zu schweigen, jetzt, wo wir wussten, dass dies uns Romnja allesamt betrifft, das dies kein Schmerz ist, keine Melancholie die jeder einzelnen innewohnt, sondern die Auswirkung eines dunklen „Zaubers“ den unsere Großeltern einst schufen, um uns zu schützen.

Als wir das erkannt hatten, tanzten wir gemeinsam auf den Straßen Spaniens, um das Grauen, das uns beschäftigte, abzuschütteln, mit jeder Bewegung, jeder Drehung. Wir sangen laut zu den Klängen der Gipsy Kings, denn wir Roma wissen: Angst schweigt, aber Liebe singt. Wir lachten laut und hysterisch, um das Gefühl aus uns herauszuschreien, das Gefühl, das nun durch unser neu erworbenes Wissen Gewissheit war, die Gewissheit, dass wir alle geprägt waren von diesem dunklen „Schutzzauber“ unserer Vorfahren, der gemeinhin „Trauma“ genannt wird.

Im nächsten Schritt erkannten wir aber, dass nicht nur die Roma und Sinti in dieser Art und Weise von der Geschichte betroffen sind und waren. Birgit Pichler war eine besondere Sorte von „Guide“. Sie erzählte uns von ihrer Familie, die, wie sie es nannte, eine Täterfamilie gewesen war. Bis heute spricht ihre Familie vom verstorbenen Onkel als Opfer, obwohl sie alle wissen, dass er ein SS-Mann war. Der Holocaust hat nicht nur die Familiengeschichte der Opfer beeinflusst. Sie selbst wurde deshalb Mauthausen-Guide, um die eigene Geschichte besser zu verarbeiten und zu verstehen.

Wir Frauen konnten ihr nur zustimmen, als sie zum Abschluss sagte: „Die Geschichte all jener Familien ist in viele kleine Stücke zerbrochen, und nur wenn die Nachkommen von Opfer und Täterfamilien sich austauschen, kann dieses zerrissene Bild wieder vollständig werden.“

Am Ende weinten wir wieder – vor Freude. Weil wir gefunden hatten, was wir gesucht hatten. Weil wir jetzt benennen konnten, was uns so lange gequält hatte. Weil wir als einzelne starke Frauen in diesen Austausch gegangen sind, aber nun am Ende mit neuen Verbündeten, Freundinnen ja, wir würden sagen, Schwestern wieder herauskamen.

Einen Teil von der Angst, mit der wir kamen, haben wir irgendwo in Spaniens Straßen verloren. ◀

Simone Schönnett

EINS

Simone Schönnett, geboren 1972 in Villach. Lebt und arbeitet als freie Schriftstellerin in Wernberg. Schreibt vorwiegend Prosa, aber auch Lyrik. Drehbuch und Theatertexte verfasst sie gemeinsam mit dem Autor Harald Schwinger.

Jüngste Publikationen: „Oberton und Underground“, eine Novelle, sowie „Der Private Abendtisch“, Roman; beide erschienen in: Edition Meerauge, Klagenfurt.

Das Seltsame ist, man hat keinerlei Rachegeanken.

Wenn mir einer gesagt hätte, alles, was ich mir wünschte, sei eine Entschuldigung, ich hätte ihn ausgelacht.

Meine Therapeutin hat es erkannt, an der Art, wie ich mein Essen arrangiere. Sie war nur einmal zu Gast; damals wusste ich noch nicht, dass sie meine Therapeutin werden würde. Sie hat mich auch gewarnt: Keiner wird das hören wollen. Das fand ich noch seltsamer.

Vera, meine Freundin, war eine Ausnahme. Mit ihr betrieb ich den Privaten Abendtisch. Eine Notlösung, um zu Geld zu kommen.

Ich bin zwar eine gute Köchin, aber erlernten Beruf habe ich keinen. Die Schule verließ ich ein Jahr vor der Matura; alles hingeschmissen, damals, als Siebzehnjährige, einfach abgebrochen, aufgegeben, weil ich Ettore kennen gelernt hatte, im Elternhaus einer Freundin.

Ettore, ein Maler aus Italien. Wir hatten eine Nacht miteinander verbracht, und am Morgen, bei Sonnenaufgang, brachte er mir das Wort „alba“ bei; das weiß ich noch, auch wenn sonst so viele Erinnerungen im Dunklen liegen.

Ohne zu überlegen, Hals über Kopf abgereist, den Unterricht hinter mir gelassen und Vater und Mutter auch. Einfach weg, ohne ein Wort zu sagen, einem Fremden gefolgt.

Ettore war mehr als erstaunt gewesen, als ich, eine Woche nach unserer Liebesnacht, vor seiner Tür stand.

Würden sich meine Kinder heute so aus dem Staub machen wie ich damals, ich würde verrückt werden vor Angst. Erst einen Monat später habe ich mich zu Hause gemeldet. Mit einer Postkarte. Dass es mir gut gehe und: keine Sorge. Oder so ähnlich. Unglaublich frech war ich jedenfalls. Und unbedacht, oh mein Gott. Ettore hatte mich aufgenommen. In der finsternen, engen Wohnung in Perugia, an der Piazza San Paolo. Licht und Platz waren nur in seinem „studio“, wo er den ganzen Tag malte, arbeitete, wie er immer betonte.

Wahrscheinlich hat er mich mehr erduldet. Aber darüber habe ich damals nicht einmal nachgedacht.

Alles, was ich übers gute Essen weiß, habe ich in Italien gelernt. Von Ettore und seinen Freundinnen und Freunden, die alle mit Kunst zu tun hatten und so viel älter waren als ich. Auch seine Mutter, die eine echte Römerin war, hat mir, wenn sie auf Besuch kam, so einiges beigebracht. In Ettore's Küche, einem schlurfartigen Raum ohne fließendem Wasser, haben wir frische Pasta gemacht, Artischocken, Kutteln; wie eine römische Mama habe ich bald kochen können.

Zwei Jahre lang war ich mehr Köchin als Geliebte eines um 25 Jahre älteren Mannes, für den Arbeit und Essen, Kunst und Küche, die Hauptrollen spielten, nicht etwa ich.

Da war Ettore's festgelegter Rhythmus, den er sich auch von mir nicht durcheinander bringen ließ, der morgendliche Gang zum Kiosk, um den „Messagero“ zu kaufen, der „caffé“ in der Bar „Morlatti“, der kurze Plausch mit den Brüdern, die die Bar betrieben, dann zurück ins studio, arbeiten bis gegen eins, einkaufen, ein weiterer Kaffee im „Morlatti“, ein weiterer Plausch, dann kochen für den „pranzo“, Mittagessen, Kaffee, dann wieder an die Arbeit bis gegen sieben, ein „aperitivo“ in der Bar, dann „cena“, daheim oder bei Freunden.

All dies ist mir noch präsent, doch meinen Alltag dort erinnere ich kaum.

Ich sehe mich nur beim Einkaufen, unten, in der schäbigen Halle, am „Mercato“. Oder in Ettore's Küche. Und in seinem Bett, selten. Ich dachte, glücklich zu sein.

Der Kontakt zu meinen Eltern bestand in ein paar seltenen Telefonaten. Manchmal schickte Vater mir für Sprachkurse, die ich

vorgab, zu besuchen, Geld. Ich gab es aus für neue, noch höhere Stiefel und immer breitere, ausgefallene Gürtel.

„Geht es noch übertriebener?“, Ettore missfiel, wie ich meine Taille einschnürte, doch ich brauchte den Halt um die Mitte, und ohne Stiefel bis über die Knie fühlte ich mich nackt.

Die Komposition meiner Essen jedoch gefiel ihm immer. Er fand die Ästhetik interessant und sprach über die Ornamentik meiner Gerichte am Teller.

Damals hatte ich noch keine Ahnung, was man aus diesen vermeintlich ästhetischen Ornamenten, meinen Punkten und Kreisen herauslesen würde. Ich war damit beschäftigt zu gefallen.

Mit Björn war es auch nicht anders, es dauerte nur viele Jahre länger.

Als ich ihn zum ersten Mal sah, am Kontrabass, in Perugia, mit dem Trio, beim Umbria-Jazz-Festival, vor der Akademie unter freiem Himmel, war ich 19.

Es waren seine Hände, die mich sofort anzogen. Wendig, drahtig. Doch nicht nur seine Hände, sein Können, der ganze große blonde junge Mann hatte mich beeindruckt.

Als ich ihn dann wiedersah, bei der „mostra“ von Kounellis in Spoleto, hat er zur Eröffnung ein Solostück geboten. Umwerfend gut. Ich nahm Björn gleich in Beschlag, erzählte von dem Konzert, auf dem ich ihn gesehen, gehört hatte. Björn war damals 29, sah gut aus, hatte Witz und, anders als Ettore, nur Augen für mich.

Ich weiß noch, dass ich, um ihn zu beeindrucken, den Kurator der Kounellis-Ausstellung zu uns bat. Am Vorabend war er bei Ettore zum Abendessen gewesen und hatte nicht glauben können, dass ich keine Römerin war.

Ich bat Björn ihm zu sagen, dass meine Muttersprache nicht Italienisch sei.

„Aber sie kochtã und sprichtã wie eine di Roma.“

Mit dem Satz ließ er uns wieder allein. Wir lachten, weil er so empört gestikuliert hatte.

Ich wollte Björns Hände und dass er in einem Raum voller schöner Frauen ausgerechnet mich begehrte, machte mich stolz und nachgiebig.

Nach der ersten Nacht in Spoleto meinte Björn, er wolle eine Fortsetzung, mich mitnehmen, er gehe auf Tour und habe genug Geld, und ohne lange zu denken sagte ich ja.

Mit dem Taxi fuhren wir nach Perugia, meine paar Sachen holen, wenig Kleidung und meine unverzichtbare Sammlung an Gürteln und Stiefeln. ◀

ZWEI

Vera war die einzige Freundin, die ich je hatte.

Kennen gelernt habe ich sie, als ich noch mit Björn auf Tour war. Die Kinder krabbelten gerade. Sie war in jenen Tagen mit dem dänischen Schlagzeuger liiert, und Max und Mimi waren entschlossene Kleinkinder, die sich erstaunlich schnell von mir wegbewegten, immer in verschiedene Richtungen. Dauernd musste ich ihnen hinterherlaufen, und einmal hielt Vera, „backstage“, Max davon ab, einen Jointstummel vom Boden zu essen. „Kannst du nicht besser auf deinen Sohn aufpassen?“, brachte sie ihn vorwurfsvoll zurück.

Bevor ich das erste Mal mit ihr sprach, hatte ich sie für das typische Groupie gehalten, geil, berechnend und dumm. Aber bald merkte ich, dass sie nichts davon war. Sie hat mir noch öfters geholfen mit den Kindern. Wir sind viele Monate zusammen gereist. Doch dann verloren wir einander aus den Augen, weil der Schlagzeuger Vera verließ. Oder war es umgekehrt gewesen?

Wirklich in mein Leben getreten ist Vera erst später. Das war kurz nach Björns Unfall. Hier in der Stadt, am Markt, wo ich Arbeit suchen wollte und stattdessen Vera fand.

„Ich hätte dich fast nicht erkannt.“

„Ja, tarnen und täuschen“, sagte sie, „meine Strategie.“

Früher war Vera eine blonde Schönheit gewesen: üppiges Haar hüftlang, die kürzesten Hotpants, die spektakulärsten Stiefel und eine ganze Menge Make-up. Doch nun war sie ungeschminkt, trug einen Pagenkopf, Jeans und Ballerinas.

„Ich bin jetzt Volksschullehrerin. Da kann ich nicht mehr so herumlaufen wie du, Mari. Der Gürtel, ein Wahnsinn, von welchem Reptil?“

„Kunstleder.“

„Eine Schande.“

„Gehst du trotzdem mit mir ins Marktcafé?“

Ich bin wirklich nicht gläubig, aber dass ich Vera damals wieder traf, das war doch so etwas wie eine glückliche Fügung. Wie saßen lange beisammen.

Vera unterrichtete zwar, aber die Kinder gingen ihr schon auf die Nerven. Ihre Leidenschaft galt dem Wein.

Nach dem Aufwärmen der alten Zeiten hatten wir begonnen, einander unsere Leben zu erzählen.

Als ich bei Björns Unfall angelangt war, zog ich meine Lage ins Humorvolle und scherzte, dass mir am Ende vielleicht nur das älteste Gewerbe der Welt bliebe.

Sie hat gelacht und gemeint: zu alt. Und: Frischfleisch sei doch viel angesagter.

Beflügelt vom Wein hat sie mir dann von dem ganzen Trara um die kulinarischen Abenteuer erzählt, die an ungewöhnlichen Orten oder in den eigenen vier Wänden stattfinden. Von „Slowfood“ und „private Dinner“ hat sie geredet. Von authentischer Kulinarik. Und ich habe ihr von meiner italienischen Küche bei Ettore erzählt, dem langen Schlurf ohne Wasser, wo ich lernte zu kochen wie eine römische Mamma.

Von alleine wäre ich nie darauf gekommen. Aber Vera bestärkte mich. Warum sollte ich nicht das machen, was ich wirklich gut konnte?

Wenn das Haus groß genug war und auch sonst den Vorschriften entsprach, würde sich das doch anbieten.

Mit dem Wein würde sie mir schon helfen. Ich müsse mir nur einen Gewerbeschein besorgen, sie bekomme schon eine Lizenz zum Ausschicken.

Das wichtigste sei die Genehmigung der Betriebsstätte.

Der Name, Privater Abendtisch, war auch Vera eingefallen. Meinen Vorschlag, Privates Abendbrot, hatte sie entrüstet als zu christlich vom Tisch gewischt.

Es hatte bald begonnen, Gestalt anzunehmen.

Die Betriebsstättengenehmigung zu bekommen, war einfach, denn was die Behörden am meisten interessierte, waren zwei getrennte Toiletten, die gab es bereits, und Fluchtwege, aus jedem der sechs Räume einen, mit der Haustür und der Terrassentür insgesamt acht, also mehr als genug. An der Küche war ohnehin nichts auszusetzen. Ein Umbau war nicht nötig gewesen; ich hätte ihm mir auch nicht leisten können. Damals bekam ich ja nicht mal einen Mikrokredit für mein Vorhaben.

Vera gefiel das Haus, doch im Gegensatz zu mir hätte sie nie hier leben wollen.

Bevor ich das erste Mal mit ihr sprach, hatte ich sie für das typische Groupie gehalten, geil, berechnend und dumm. Aber bald merkte ich, dass sie nichts davon war.

Sie sagte immer, sie fürchte sich, dass jemand von außen hier eindringe, während man schlafe.

Doch an das Außen habe ich nie gedacht.

Vera hat sich auch oft gefragt, warum eine Architektin für sich ein Haus baut, das mit ihren anderen Bauten so gar nichts zu tun hat. Wie kann man für Kunden nur mit Holz und Lehm und Stein bauen, idyllische Häuser im Grünen schaffen, für sich aber eine Bienenwabe aus Stahl und Beton und Glas?

Vielleicht, habe ich gesagt, ist ja eine Bienenwabe auch nichts anderes als ein Stahlkonstrukt. Und möglicherweise das Heimelige auch ein Gefängnis.

Diese Freiheit der Rezeption würde nicht nur einen barrierefreien Zugang zu Theatern, Galerien, Museen, Ateliers, Kunstausbildungsstätten usw. im Verfassungsrang garantieren, es wären auch Veranstaltungsstätten, die von bestimmten Personengruppen nicht betreten werden dürfen verfassungswidrig. Ist die „Freiheit der Rezeption“ in der Verfassung ein Schritt zu mehr Freiheit oder birgt dieser Zusatz unerwünschte Folgen? Es wäre lohnenswert, in diese Diskussion einzutreten. ◀

Die Textauszüge sind aus dem Roman „Der Private Abendtisch“, erschienen 2014 in Edition Meerauge, Klagenfurt.

„Der Private Abendtisch“ erzählt von einem psychophysiologischen Phänomen: Der Fähigkeit des menschlichen Körpers, scheinbar Unerinnertes nach jahrzehntelanger Verborgenheit sichtbar werden zu lassen.

Wie man körperlich erinnert, zeichnet Schönett anhand ihrer Protagonistin beunruhigend und faszinierend nach. Denn Mari hat keine Ahnung. Sie wurde als Säugling Opfer sexueller Gewalt. Doch sie weiß nichts von ihrem Trauma. Es bleibt unerinnert. Bis die Erinnerung beginnt, sich Maris Körpers zu bemächtigen.

THE ROMA IMAGE STUDIO

„Was ich unter Roma-Image verstehe? Damit ist die Komplexität der Wiedererkennung und Selbstidentifizierung, die Gestaltung der familiären und internationalen Erinnerungskultur gemeint, und die Bewusstseinsentwicklung durch die fotografischen Archive. Das nationalethnische Minderheitenbewusstsein in den Kreisen, als auch die sogenannte Roma-Identität; beides verstehe ich als ein Ergebnis dieses Verständnisses. Ich möchte ein Bild-Archiv zu verwirklichen, das kolonialistische, orientalistische Vorstellungen über und von Roma, die parallele Roma-Geschichte ergänzen sollen. Nur so kann Roma, in Europa ankommen und die Zukunft zu gestalten.“

ROMA RENAISSANCE – EIN KÜNSTLERISCHES MANIFEST

„WIR WISSEN, DASS WIR SCHÖN SIND, UND HÄSSLICH AUCH. [...] WIR BAUEN UNSERE TEMPEL FÜR MORGEN, SO STARK UND MÄCHTIG WIE WIR ES VERMÖGEN, UND WIR STEHEN AUF DER SPITZE DES BERGES, INNERLICH FREI.“
(Langston Hughes, 1926)

WIR, ÄLTERE UND JÜNGERE ROMA-KÜNSTLERINNE
ELLE UND UNSERE FREUNDE, MÖCHTEN UNSER
HINAUS ENTSCHEIDUNGEN TREFFEN, UM UNSERE
KULTURELLEN BESTÄNDE IN EUROPA ZU VERWIRKLICHEN
SCHRÄNKTE UND VERDRÄNGTE MINDERHEITEN
WELCHES SEIT JAHRHUNDERTEN IN EUROPA
WIR UMWANDELN UND NEU BELEBEN. WIR WISSEN,
WIR, ÄLTERE UND JÜNGERE ROMA-KÜNSTLERINNE
ELLE UND UNSERE FREUNDE, MÖCHTEN UNSERE
SPRÜCHEN UND KLISCHEES ZURÜCKZULASSEN
KOMPLEXE AUSZUDRÜCKEN. WIR WISSEN, DASS
LACHT, SIND WIR FRÖH. WIR WISSEN, DASS WIR
NICHTS AUS. DIE GEISTIGEN FREIHEITEN
WIR, ÄLTERE UND JÜNGERE ROMA-KÜNSTLERINNE
ELLE UND UNSERE FREUNDE, MÖCHTEN UNSERE
LICH AUCH. WIR WISSEN, DASS WIR SCHÖN SIND,
NACH. WIR WISSEN, DASS WIR SCHÖN SIND,
DENEN. WIR WISSEN, DASS WIR SCHÖN SIND,
BOR.

THE ROMA STUDIO MUSEUM BERLIN

Eine kulturpolitische Initiative, die eigene kulturelle und institutionelle Räume in der Kulturhauptstadt Berlin einfordert, um die europäische Roma-Kultur langfristig zu archivieren, zu kommunizieren, zu repräsentieren und weiterzuentwickeln. Ein Haus in Europa, wo sich Roma selbst nach Jahrhunderten wiederfinden können, um ihren Gästen ihr Verständnis der europäischen Kultur in voller Pracht zu zeigen.

„Roma sind meistens nur wegen ihrer ethnischen Herkunft willkommenen ‚Gäste‘ in der europäischen Kunst- und Kulturszene. Selbst in den wenigen sogenannten Roma-Museen, -Galerien und -Kulturfestivals, die von Roma geleitet werden, sind die ethnischen folkloristischen und soziokulturellen Merkmale der Roma-Kultur meistens überrepräsentiert. Dagegen wird die Kunst von ‚Roma-Künstlern‘, im Sinne von künstlerischer Schöpfung, nur selten im zeitgenössischen Kontext, wie z.B. in renommierten Galerien, Museen, Theatern oder Festivals präsentiert. Ein Museum für Roma soll nicht nur durch den konstruierten Begriff ‚Die Roma‘ wahrgenommen werden, sondern, parallel zur europäischen Kulturgeschichte, für alle Europäer eine offene Plattform anbieten, denn die Kulturgeschichte der Roma ist auch die Geschichte aller europäischen Länder.“ (André J. Raatzsch)

GETTING INTO DISCOURSE

Zur fotografischen Ausstellung
und kritisch-künstlerischen Plattform
THE ROMA IMAGE STUDIO im
Rahmen des Projektes *ROMANISTAN*.
Crossing Spaces in Europe

Emese Benkö / André J. Raatzsch,
2013

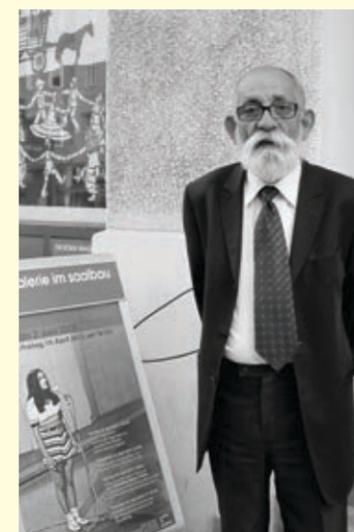
Das Projekt untersucht die Frage, wie Bilder einerseits der Folklorisierung und andererseits den Stereotypen entgegenwirken können und durch interdisziplinäre Prozesse öffentlich erreichbar werden. Indem wir diverse Auffassungsebenen untersuchen, generieren wir eine externe Matrix, die die Bedeutung der Bilder mitbestimmt. Wir suchen nach neuen Formaten, die komplexe Informationen beinhalten und als Datenspeicher funktionieren können.

Dadurch werden Übergänge und wechselseitige Einflüsse zwischen einem Datenbanksystem und seinem Material vorangebracht. Was passiert, wenn die Bilder aus dem sozialen Diskurs gelöst und einem breiteren Kontext, einem fotografischen Archiv zugeordnet werden, was nach ganz anderen Kriterien durchsucht werden kann?

CHOLI DARÓCZI
JÓZSEF, DICHTER UND
NOVELLIST NEBEN DER
AUSSTELLUNGSPLAKATE
„THE ROMA IMAGE
STUDIO“

Künstlerische Leitung: André Raatzsch / Foto: Nino Nihad Pusija / Jahr: 2013 / Narrative: Links auf dem Ausstellungspakat ist der Auftritt von Ágnes Daróczi im ungarischen staatlichen Fernsehen 1972 zu sehen (Fotograf: Lajos Nádorfi). Sie sprach zum ersten Mal auf Romanes (Sprache der Roma-Minderheit) vor einer breiten Öffentlichkeit im Schatten eines sozialistischen Regimes, das die Kultur und Sprache der Roma in Ungarn nicht anerkannte.

Seite 13



Seite 94 – 95

6. JUSTICE

Künstlerische Leitung: André Raatzsch / Foto: Nino Nihad Pusija / Jahr: 2013 / Narrative: Gusztáv Nagy, ungarischer Schriftsteller, schreibt das Wort „Justice“ auf ein Gemälde. Links ist die Kopie von Ernest C. Withers Foto vom Civil Rights Movement I Am A Man, Sanitation Workers Strike, Memphis, Tennessee, March 28, 1968 zu sehen.

Seite 58 – 59



THE ROMA IMAGE
STUDIO, THE ROMA
STUDIO MUSEUM
BERLIN, ROMA
RENAISSANCE

Künstlerische Leitung: André Raatzsch / Foto: Nino Nihad Pusija / Jahr: 2013 / Narrative: „In der Ausstellung *Roma-Renaissance* werden kraftvoll Reflexionen angestoßen, die sich zwischen Rom-Sein und Mensch-Sein – in Europa und gar in einer Idee Europa verortet bewegen. Hier wird nicht dokumentiert, nicht konkret von der anhaltenden Ausgrenzung der Roma und Sinti in Europa berichtet, sondern auf dieser Erfahrung aufgebaut: ein ‚Haus‘, eine Wohnstätte für den Menschen.“ In: Interschriften, Birgit v. Criegern interschriften.wordpress.com



PUNKTUM, DIE ROMA
IN KOLONIALEN BLICK-
REGIME

Interieur der Ausstellung in der Galerie Saalbau Neukölln in Berlin
Künstlerische Leitung: André Raatzsch / Foto: Nino Nihad Pusija / Jahr: 2013 / Narrative: „Die zwei auf dem Foto stehen dort wie Frodo und Sam aus *Der Herr der Ringe*.“ Auf den Plakaten links wiederholt sich Andor Satráls Aufnahme aus dem Jahr 1905 mit dem Titel *Young gipsy* (Originaltitel auf Ungarisch: *Cigánylegények*).

Seite 30 – 31





I AM A MAN / DIE SOG. „SIEBEN“ / LANGSTON HUGHES

Interieur der Ausstellung *Roma Renaissance* in der Galerie Kai Dikhas, Berlin / Künstlerische Leitung: André Raatzsch / Foto: Nino Nihad Pusija / Jahr: 2013.

Seite 06 – 06



X POSITION.

Ein Versuch der Selbstpositionierung / Künstlerische Leitung: André Raatzsch / Foto: Nino Nihad Pusija / Jahr: 2013 / Link zum Video: vimeo.com/78383969

Seite 99



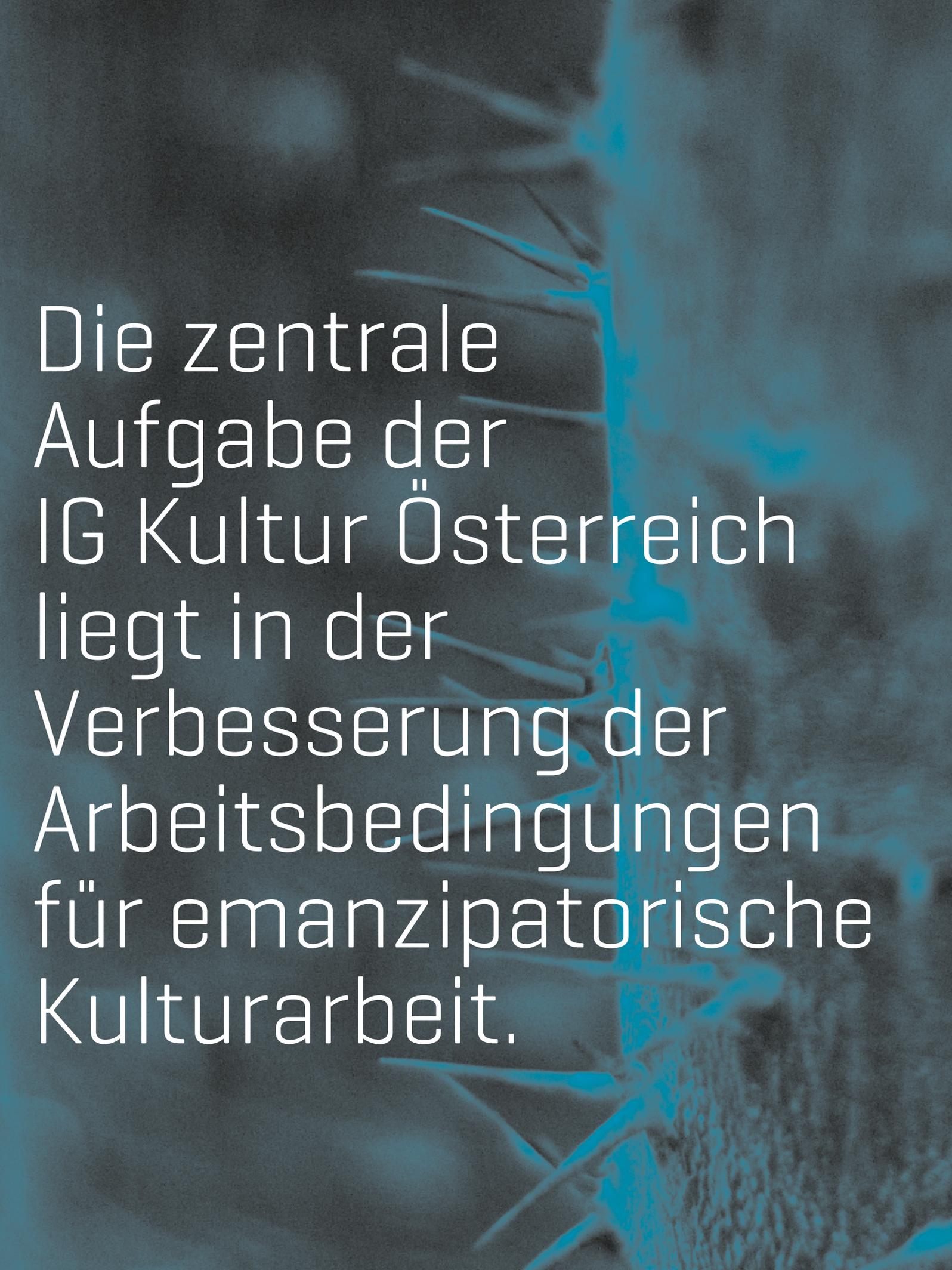
DIE VORSTELLUNGS-KRAFT ALS PRÄGENDE INSTANZ BEIM LESEN VON FOTOGRAFIE

Künstlerische Leitung: André Raatzsch / Foto: Nino Nihad Pusija / Jahr: 2013 / „Die Vorstellung ist eine Form des Bewusstseins, die ein mentales Bild produziert.“¹ Dieses Bild, basierend auf bereits vorhandenem Wissen und Assoziationen, kann insofern die Gefahr der Projektion oder die Wirksamkeit von Stereotypen fördern², erklärt Dore Bowen in ihrem Essay *This Bridge Called Imagination*.

Seite 46 – 47

1 Dore Bowen: „In Jean-Paul Sartre’s 1940 *L’imaginaire* (published in English as *The Psychology of Imagination*) he explains that imagination is a form of consciousness that produces a mental image.“ In: *This Bridge Called Imagination*. www.rochester.edu/in_visible_culture/Issue_12/bowen/bowen.pdf (07.04.2013) S.2.
2 Vgl. ebd.





Die zentrale
Aufgabe der
IG Kultur Österreich
liegt in der
Verbesserung der
Arbeitsbedingungen
für emanzipatorische
Kulturarbeit.